

1,20 DM / Band 11
Schweiz Fr 1,50 / Österr. S 9.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Irre mit der Teufelsgeige

Belgien/Luxemb. F 20/Frankr. F 2,80/Italien L.500/Niederl. f 1,50/Schweden kr 3,50 i.m./Spanien P 60



Der Irre mit der Teufelsgeige

John Sinclair Nr. 11

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 06.06.1978

Titelbild von Josep Marti Ripoll

Sinclair Crew

Der Irre mit der Teufelsgeige

Es war ein schreckliches Bild!

Aus dem Nebel einer unwirtlichen Landschaft schälte sich eine makabre Gestalt. Sie wuchs von Sekunde zu Sekunde, wurde himmelhoch und verdrängte den feurigen Nebel, der sie umschwebte.

Die Gestalt war ein Dämon. Sie trug eine schwarze, eng anliegende Jacke und eine Hose in der gleichen Farbe. Aus dem Halsausschnitt ragte ein grässlicher Totenschädel. Pechschwarz und mit riesigen weißen Augen, in denen die Kälte des Pols zu schimmern schien.

Dieser Unheimliche war kein Geringerer als der Schwarze Tod. Mein Erzfeind Nummer eins…

Ich sah das schreckliche Bild, wollte es vor meinen Augen wegwischen. Es ging nicht.

Jetzt öffnete die Gestalt ihren Rachen. Weit sah ich hinein wie in einen Schlund der Hölle. Ein lautloses Lachen schüttelte den Knochenmann. Sein rechter skelettierter Arm fuhr vor, zeigte auf einen Gegenstand, nahm ihn dann in die Höhe und präsentierte ihn meinen Blicken.

Es war ein Sarg! Mit Buchstaben darauf, die sich zu einem Wort aneinanderreihten, zu einem Namen. Urplötzlich war das Bild verschwunden. Nichts blieb mehr. Nur eine gähnende schwarze Leere.

Ich erwachte, riss die Augen auf, schnappte nach Luft wie jemand, der im letzten Augenblick dem Tod durch Ertrinken entronnen ist. Mein Herz hämmerte, in meinem Kopf rauschte es. Ich fühlte mich wie nach einem Vollrausch.

Der Albtraum hatte mich fertiggemacht.

Ich drehte den Kopf. Durch das Schlafzimmerfenster sickerte schwacher Lichtschein. Draußen war Vollmond. Die Zeit der Geister, Feen und Dämonen.

Der Druck wollte einfach nicht weichen. Ich drehte mich zur Seite, fühlte unter mir das Bettlaken. Es war nass, durchgeschwitzt. Ich musste im Traum Höllenängste ausgestanden haben.

Ich lag also in meinem Bett. Wo auch sonst? Ich hatte mich früh am Abend niedergelegt. Ich wollte mal richtig ausschlafen. Und dann kam dieser verdammte Traum.

Der Schwarze Tod war mir erschienen!

Gütiger Himmel, wenn ich daran dachte! Der Schwarze Tod war ein Dämon, ein Abbild des Grauens, ein Magier, ein Teufel – und Asmodis' rechte Hand. Wahrhaftig, die Kräfte der Hölle machten ihre Heerscharen mobil, und der Schwarze Tod führte sie offenbar an.

Das Schlimme war, dass ich nicht die geringste Ahnung hatte, wie dieser mächtige Dämon zu besiegen war.

Eine bedrückende Vorstellung, die bei mir in Depressionen mündete. Ich wusste, dass etwas Unbeschreibliches auf die Menschheit zukam. Die Frage war nur – was?

Meine Freunde und ich mussten diesen Dämon aufhalten. Aber wie?

Ich stieg aus dem Bett, knipste die Nachttischleuchte an. Der warme Schein beruhigte meine Nerven nicht. Im Gegenteil, ich fühlte mich unsagbar allein gelassen, obwohl Suko, mein chinesischer Freund, nur ein Apartment weiter wohnte. Ich spielte mit dem Gedanken, ihn zu wecken, ließ es aber bleiben. Es reichte, wenn ich aufgerüttelt worden war. Ich wollte Suko nicht um seine verdiente Nachtruhe bringen.

Ich verließ das Schlafzimmer und ging in die kleine Küche. Im Dunkeln zündete ich mir eine Zigarette an, setzte mich neben das Fenster und blies den Rauch gegen die Scheibe. In meinem Mund

breitete sich ein pelziger Geschmack aus. Ich bekämpfte ihn mit Orangensaft und Eis. Die Würfel klimperten gegeneinander.

Meine Gedanken kehrten immer wieder zu dem Schwarzen Tod zurück. Ich hatte einiges von ihm gehört. Sein Alter war nicht zu erfassen. Seit Jahrhunderten geisterte er durch die Geschichte, war verantwortlich für Kriege und Seuchen und holte in unserer modernen, technisch hoch entwickelten Welt zu einem neuen, seinem größten Schlag aus. Ich hätte nie gedacht, dass ich eines Tages mit ihm zu tun haben würde.

Ich staubte die Asche ab und nahm hin und wieder einen Schluck. Meine Blicke glitten durch das Fenster über die Millionenstadt an der Themse hinweg. Ich sah die Lichter der Tower Bridge, den schlanken, angestrahlten Turm von Big Ben und die dunkle Fläche des Hyde Parks, in dem tagsüber das Leben überschäumte.

Sollten all diese Schönheiten dieser Stadt einmal zerstört werden? Sollten die Apokalyptischen Reiter als Sendboten des Teufels über diese Stadt herfallen?

Ich spürte, wie sich der Widerstand in mir regte, wie der alte Kampfeswille emporloderte und aus dem Bürger John Sinclair wieder der Geisterjäger wurde.

Nein, ich würde alles in meiner Macht Stehende versuchen, um diesem grausamen Treiben Einhalt zu gebieten.

Plötzlich wurde meine Gedankenkette unterbrochen. Etwas Seltsames erreichte mein Ohr. Ich konzentrierte mich, doch die Töne blieben. Ja, es war Musik, was ich vernahm. Geigenspiel…

Schmelzend, schluchzend, weinend. Von unsagbarem Leid erzählte die Melodie. Im nächsten Augenblick verbreitete sie himmelhoch jauchzende Freude. Phantastisch gespielt, wunderbar anzuhören. Der Geiger musste ein Meister seines Fachs sein.

Ich begann, mich auf das Spiel zu konzentrieren und versuchte, den unbekannten Künstler zu lokalisieren. Es gelang mir nicht. Das Geigenspiel schien von überallher zu kommen. Von oben, von unten, von links, von rechts.

Ich lauschte. Das Spiel war von einer dämonischen Faszination. Es nahm mich gefangen, zog mich in seinen Bann wie vor wenigen Stunden noch der Traum.

Traum? Abermals dachte ich an den Schwarzen Tod und erinnerte mich, dass er jede beliebige Gestalt annehmen konnte. Warum nicht die eines Geigenspielers?

Unsinn – jetzt sah ich wirklich schon Gespenster. Nein, der Virtuose musste irgendwo im Haus sitzen und spielen. Aber zu dieser Stunde?

Ich lauschte weiter der Melodie. Er spielte ein Stück, das ich nicht kannte. Irgend etwas Klassisches vermutlich.

Die Minuten verrannen, während ich entzückt dem Geigenspiel

lauschte. Es drang in meine Seele ein, schien sie aus dem Körper lösen zu wollen, um mit ihr in die Unendlichkeit zu entfliehen.

Ich vergaß die Umwelt, die Wohnung, meinen Traum. Ich vergaß mich selbst.

Es war ein Fehler. Ich achtete nicht auf die beiden roten Punkte am nachtschwarzen Himmel, die sich rasend schnell näherten, immer größer wurden und plötzlich dicht vor dem Fenster schwebten.

Mein Blick fraß sich in die glühenden Augen. Ich sah die schillernde rote Farbe, die mich an Blut erinnerte.

Blut…

Da spürte ich die Gefahr. Mein tausendfach geschulter Instinkt ließ mich handeln. Ich warf mich vom Stuhl. Im selben Atemzug noch zersplitterte über mir die Fensterscheibe. Es gab ein klirrendes Geräusch, als das Thermopaneglas zerknallte. Die Scherben wirbelten über mich hinweg ins Zimmer, und ihnen folgte ein Untier. Ich hörte Flügelschlagen, vernahm ein krächzendes Geräusch, das mir durch Mark und Bein drang, und schlug mit den Armen um mich.

Ich traf etwas Weiches, Nachgiebiges, kriegte einigermaßen Luft, sprang hoch und kam auf die Füße. Meine Hand schlug auf den Lichtschalter. Die Helligkeit blendete mich im ersten Moment, ich sah aber, was mich angegriffen hatte.

Eine Eule! Eine riesige Eule mit blutroten Augen und einem langen, gekrümmten Schnabel. Ihre beiden Schwingen reichten von einer Wand zur anderen.

Die Eule hockte auf dem Tisch. Das Glas war zu Boden gefallen und zerbrochen. Der Orangensaft hatte eine gelblich schimmernde Lache unter dem Stuhl gebildet.

Ich schaffte es nicht mehr, die Flucht zu ergreifen und meine Waffe zu holen, denn die Eule griff an. Sie war schnell wie der Blitz. Gerade noch gelang es mir, die Arme hochzureißen und mein Gesicht zu schützen, da hackten die Krallen schon gegen meine Brust.

Ich kämpfte verbissen, packte den Hals des Tieres, drehte ihn herum und schaffte es, die Eule wegzustoßen und zu Boden zu schmettern. Sie flatterte wild mit den Flügeln. Federn flogen wie Schneeflocken umher, doch verletzt war sie nicht.

In Bruchteilen von Sekunden wurde mir bewusst, dass ich es hier nicht mit einem normalen Tier zu tun hatte. Nein, diese Bluteule war ein Dämon. Ein Dämon, der mich töten wollte.

Ich sprang zur Tür, riss sie wuchtig auf und stürzte in die kleine Diele. Noch im Fallen drosch ich die Tür mit dem rechten Fuß wieder zu. Ein klatschendes Geräusch zeigte mir an, dass die Kugel gegen das Holz geprallt war.

Ich durfte keine Sekunde mehr verlieren, jagte in den Livingroom, riss dort die Schublade einer kleinen Kommode auf und hielt im

nächsten Atemzug meine Beretta in der Hand. Die Pistole war mit geweihten Silberkugeln geladen, eine Waffe, die auf fast jeden Dämon tödlich wirkte. Wenigstens für Horrorwesen der unteren und mittleren Kategorie.

Die Bluteule tobte in der Küche. Ein hartes, pochendes Geräusch war zu hören, als sie mit ihrem Schnabel gegen die Tür hämmerte. Dieses verdammte Biest kämpfte verbissen.

Ich auch.

In meiner Wohnung brannte jetzt überall Licht. Auch in der Diele, durch die ich mich zur Küchentür zurück schlich.

Die Eule musste eine ungeheure Kraft besitzen. Sie hämmerte von innen so stark gegen das Türblatt, dass der Boden erzitterte.

Zögernd tastete sich meine linke Hand in Richtung Klinke, während ich in der rechten die Beretta hielt. Alles musste blitzschnell gehen. Ich durfte mich auf keine Kompromisse einlassen. Die Tür aufreißen, zielen, schießen, treffen…

Ich griff an, befolgte meinen Vorsatz in der gleichen Reihenfolge. Die Tür ging nach innen auf. Durch meine überraschende Attacke wurde die Eule gegen einen Schrank gedrückt. Ich huschte durch den Türspalt, befand mich im nächsten Augenblick im Rücken des dämonischen Tieres, ließ die rechte Hand mit der Waffe vorschnellen und feuerte.

Trocken bellte die Beretta auf. Ihr Druck jagte die geweihten Silberkugeln aus dem Lauf und in den Körper der Eule. Grässlich kreischte sie auf, schlug wild mit den Flügeln, so dass ich zurückweichen musste.

Dumpf klatschte das dämonische Tier zu Boden. Es zuckte ein paar Mal und blieb dann liegen.

Doch dann geschah etwas Seltsames. Die Eule begann sich zu verwandeln. Die Federn fielen ab, als würde eine unsichtbare Hand sie ausreißen. Die Haut des Tieres kam zum Vorschein. Aus den Poren stieg weißer Dampf zur Decke auf.

Durch die zerborstene Scheibe pfiff der Wind. Die Schwaden wurden in meine Richtung gedrückt, reizten mich zum Husten. Tränen traten in meine Augen, und hätte ich nicht so dicht am Fenster gestanden, wären meine Lungen vielleicht geplatzt.

So aber verflüchtigte sich der Qualm. Zurück blieb…

Ich stutzte, hielt den Atem an, schüttelte den Kopf, schloss die Augen, öffnete sie wieder, doch das Bild blieb.

Vor mir lag nicht die tote Eule. Auf dem Boden ruhte – ein junges Mädchen!

Ich war mit einem Schritt bei ihr, ging neben ihr in die Knie und fühlte den Puls. Kein Ausschlag. Nichts. Das Mädchen war tot.

Jetzt packten mich die Vorwürfe. Ich hätte sie nicht zu töten

brauchen, hätte versuchen müssen, die Eule auf eine andere Art zu besiegen. Aber wer konnte vorher wissen, dass diese mordgierige Eule in Wirklichkeit ein junges Mädchen war?

Seltsam drückend erschien mir die Stille der Wohnung. Auch das Geigenspiel war nicht mehr zu hören. Ob es etwas mit dem Tod des Mädchens zu tun hatte? Fast kam es mir so vor.

Das Girl lag auf der Seite, hatte das rechte Bein angewinkelt. Es war nackt. Ich drehte es behutsam auf den Rücken. Das lange blonde Haar umrahmte das Gesicht wie ein goldenes Vlies. Die Lippen waren halb geöffnet. Die Nase war klein und zierlich. Sie wurde von winzigen Sommersprossen umrahmt. Über den schönen blauen Augen lag jetzt die Starre des Todes.

Dicht unterhalb der linken Brust befanden sich die beiden Einschusslöcher. Kein Tropfen Blut war aus den Wunden gequollen, nicht einmal schwarzes Dämonenblut befand sich in ihrem Körper.

Ich hatte sie noch nie im Leben gesehen. Minutenlang starrte ich auf die Tote und merkte, wie sich eine innere Leere in meinem Körper ausbreitete. Es gibt Typen, denen macht es nichts aus, wenn sie einen anderen Menschen erschossen haben. Ich gehöre nicht dazu.

Irgendwann stand ich auf. Wir hatten Anfang März, und durch das zerbrochene Küchenfenster pfiff ein scharfer Wind. Er bauschte meine Schlafanzugjacke auf und jagte einen kalten Schauer über meinen Rücken.

Ich ging zurück in mein Schlafzimmer und zog mich an. Dabei ließ ich mir das Geschehen noch einmal durch den Kopf gehen.

Ich wusste nicht, was die Mächte der Finsternis mit dem Angriff auf meine Person bezweckten. Eines war jedoch sicher, der geheimnisvolle Schwarze Tod plante eine große Sache.

Ich zog Hose, Rollkragenpullover und Jacke über. Anschließend schlüpfte ich in die Slipper.

Mir fiel Suko ein. Mein chinesischer Kampfgefährte hatte sich nicht gemeldet. Er hatte einen unerhört leichten Schlaf und hätte den Krach der zersplitternden Scheibe hören müssen.

Suko besaß einen Schlüssel zu meiner Wohnung wie ich zu seiner. Ich nahm den Zweitschlüssel und lief auf den Flur, der verlassen vor mir lag. Die halbrunden Lampen an der Decke spendeten trübes Licht.

Mit zitternden Fingern schob ich den Schlüssel ins Schloss, drehte ihn herum. Ich stürmte in die Wohnung.

»Suko?«

Keine Antwort. Alles war ruhig. Ich machte Licht, wandte mich nach links, dem Schlafzimmer zu. Ich stieß die Tür auf. Ein Druck auf den Lichtschalter. Es wurde hell.

Tief sog ich den Atem ein. Ich sah den Schrank, den Spiegel an der Wand – und das Bett. Es war leer. Von Suko fehlte jede Spur.

Hinter mir ein Geräusch. Ich wirbelte herum, riss die Beretta aus dem Hosenbund und ließ die Waffe gleich wieder sinken. Vor mir stand Suko. Aber wie sah er aus!

Erschöpft, die Kleidung zerfetzt, das Gesicht geschwollen. Die Haut schillerte grün und blau. Ich sah blutige Stellen an seinem Körper und bemerkte, dass Suko Mühe hatte, Luft zu holen.

»Mein Gott, was ist geschehen?«

Suko wankte. Er biss die Zähne aufeinander, hielt sich am Türrahmen fest. Ich stützte ihn. »Rede. Was war los?«

Sukos Atem pfiff. »Gib mir erst einen Schluck Wasser.« Seine Stimme war kaum zu verstehen.

Ich führte den Chinesen in den Livingroom. Dort ließ sich Suko in einen Korbsessel fallen. Das einzige Möbelstück, das nicht umgestürzt war. Sonst sah es in dem Raum aus wie auf einem Schlachtfeld.

Suko lief der Schweiß in dicken Tropfen über das Gesicht. Er musste einen mörderischen Kampf hinter sich haben. Ich kannte ihn jetzt lange genug, um zu wissen, dass Suko so leicht nichts umwarf. Wenn er fightete, war er wie ein Wirbelsturm. Und wenn ihm jemand so zusetzte, dann musste der Gegner schon übermächtig sein.

Ich reichte ihm das Wasserglas. Suko trank in langen, gierigen Zügen und sah mich dabei über den Rand des Glases hinweg an.

Auch ich war verletzt. Die Krallen dieser Eule hatten mir vor der Brust die Schlafanzugjacke aufgerissen und dabei auch die Haut nicht verschont. Ich wollte später die brennenden Wunden mit Jod versorgen.

Suko gab mir das Glas zurück. Dann begann er zu berichten. Seine Stimme klang jetzt klarer. »Ich habe geschlafen, bis mich dieses verdammte Geigenspiel aufgeweckt hat. Aber ich konnte nicht aufstehen, John. Etwas hielt mich im Bett fest, würgte meine Kehle. Du kennst mich. Ich bin kein Angsthase, aber da bin ich doch in Panik geraten.«

»Was hat dich gewürgt?« fragte ich.

Suko – ein Kerl mit der Figur eines Preisringers und keinem Gramm Fett zuviel am Körper – blickte mich ratlos an. »Ich weiß es nicht, John. Ich konnte nur tasten. Das muss eine Schlange oder etwas Ähnliches gewesen sein.«

Mein Blick muss wohl ziemlich ungläubig gewesen sein, denn Suko nickte heftig. »Es war wirklich so ein Ungetüm, John.«

»Aber wie soll es in die Wohnung gekommen sein?«

»Keine Ahnung. Ich war ja nur froh, als ich das verdammte Biest vom Hals hatte. Selten habe ich mich so elend gefühlt, das kannst du mir glauben. Ich dachte, das Ungeheuer bricht mir sämtliche Knochen. Teufel auch.«

»Und in meinem Apartment liegt ein totes Mädchen«, fügte ich Suko

den nächsten Schock hinzu. Diesmal schaute er ungläubig.

Ich begann zu berichten. Beide waren wir der Meinung, dass dieses Geigenspiel etwas mit den unheimlichen Vorgängen zu tun hatte.

»Fragt sich nur, wer hier im Haus Geige spielt«, meinte Suko. »Denn als ich mich befreit hatte, war von dem Untier auch nichts mehr zu sehen. Ich bin danach benommen durch die Wohnung getorkelt. Da kommt was auf uns zu, John.«

Ich lachte bitter. »Wem sagst du das?«

Suko stützte sich hoch. »Und jetzt?« fragte er.

Ich steuerte Sukos Telefon an. »Ich werde erst dafür sorgen, dass die Leiche aus meiner Wohnung abgeholt wird. Und dann werden wir uns um diesen Geigenspieler kümmern müssen. Und anschließend geben wir den Takt an, nach dem er zu spielen hat.«

Ich war damals noch ziemlich optimistisch. Aber irgend jemand hat mal gesagt, dass Optimisten auch Narren sind. Nur hatte ich daran nicht gedacht…

***

Es gibt Momente, in denen ich mich über meine Sondervollmacht freue. Dieser vom Innenminister ausgestellte Ausweis erlaubt es mir, die Bürokratie auszuschalten. Wenn ich es für nötig halte, dass schnell gehandelt werden muss, dann genügt das.

In dieser Nacht hatte ich wieder solch einen Fall. Eine Leiche in meiner Wohnung. Normalerweise würde dieser Umstand einen Fragenkomplex heraufbeschwören, aber bei mir genügte ein Anruf. Die Leiche wurde abgeholt und ins Schauhaus von Scotland Yard zur Obduktion gebracht.

Dann wählte ich eine zweite Nummer. Powell, der alte Griesgram, schien nachts sein Telefon mit ins Bett zu nehmen, denn er meldete sich schon nach dem zweiten Klingeln. Als er meine Stimme vernahm, klang seine noch wacher. Powell wusste schließlich, dass ich nicht aus lauter Jux mitten in der Nacht anrief.

Ich berichtete in Stichworten. Powell hörte geduldig zu und sagte dann zum Schluss: »Ich komme. Wir treffen uns im Leichenschauhaus.«

Das hatte ich auch vorgehabt. Suko wollte nicht mitfahren. Er blieb in meiner Wohnung und hielt Wache. Man konnte nie wissen, was meine geheimnisvollen Gegner noch alles in petto hatten.

Mit dem Lift sauste ich hinunter in die Tiefgarage. Dort stand in der für mich reservierten Parkbox mein Prunkstück. Der silbermetallicfarbene Bentley. Dieser Wagen hatte schon oft den Neid zahlreicher Kollegen hervorgerufen, aber irgendein Hobby muss der Mensch nun mal haben. Und bei mir ist es eben der Bentley.

Menschenleer präsentierte sich die Tiefgarage. Die kahlen Wände

warfen meine Schritte als hallendes Echo zurück. Ich setzte mich in meinen Wagen, schnallte mich an, steckte den Zündschlüssel ins Schloss und drehte ihn herum.

Der Motor kam sofort, brummte wie eine zufriedene Katze. Ich ließ die Scheinwerfer aufleuchten. Die langen Lichtspeere stachen durch das Halbdunkel der Garage.

Da sah ich die Gestalt.

Sie stand etwa drei Schritte vor dem Bentley, etwas seitlich versetzt, trug einen langen Mantel, einen Schlapphut und hatte sich eine Geige gegen den Hals geklemmt. Den Bogen hielt der Geiger in der rechten Hand, hob ihn jetzt an und ließ ihn über die Saiten des Instrumentes gleiten.

Im nächsten Augenblick hörte ich das Spiel. Die Töne schwollen an, schienen von unsichtbaren Händen durch die Garage getragen zu werden und schmerzten in meinen Ohren.

Sekundenlang saß ich wie betäubt. Dann schlug ich auf die Halterung des Gurts, ließ ihn hoch rollen, klinkte die Tür auf und sprang aus dem Wagen.

Der Geiger spielte noch immer. Grell und disharmonisch hörte sich die Musik an. Sie stach in meinen Ohren, durchtoste mein Gehirn.

Unter dem Schlapphut sah ich ein weißes Oval, aber keine Nase. Augen und Mund waren ebenfalls nicht zu erkennen.

Ich wollte mich auf den unheimlichen Geiger stürzen, doch ich schaffte es nur bis zum rechten Kotflügel. Plötzlich hatte ich das Gefühl, von einer Wand gestoppt zu werden. Ich warf in einer hilflosen Bewegung die Arme hoch, brach in die Knie und spürte schmerzhaft den harten Beton an meinen Kniescheiben.

Und noch immer spielte der Geiger. Seine Musik war wilder geworden, noch schrecklicher. Sie schien meinen Schädel sprengen zu wollen. Der Kopf sank mir auf die Brust. Es bereitete mir unendliche Mühe, den rechten Arm zu heben.

Ich musste unbedingt an meine Waffe gelangen.

Meine rechte Hand blieb im Jackettausschnitt hängen. Die Finger waren plötzlich wie gelähmt. Ich brachte die Hand nicht mehr weiter, so sehr ich mich auch anstrengte.

Schweiß lag kalt und wie eine zweite Haut auf meiner Stirn. Keuchend sog ich den Atem ein. Ich ließ die rechte Hand fallen, stützte den Arm auf den kalten Boden. Das Gelenk knickte weg. Flach fiel ich hin. Dicht vor meinen Augen schimmerte eine Öllache.

Mühsam hob ich den Kopf. Diese verdammte Musik machte mich noch halb wahnsinnig. Dann gerieten zwei Schuhspitzen in mein Blickfeld.

Der Geiger kam näher…

Hilflos lag ich auf dem Boden. Er konnte mich zertreten wie einen

Wurm. Aber er tat es nicht. Er wechselte sein Spiel. Die schrille, dämonische Melodie wurde überlagert von harmonischen Tönen, die meinen Ohren seltsam gut taten. Es waren Lockungen, regelrechte Lockungen, und ich musste ihnen folgen.

Der Geiger entfernte sich. Er ging zurück, Schritt für Schritt. Ich kroch ihm nach, rutschte über den Boden, wollte nicht, dass die Melodie leiser wurde oder womöglich völlig verklang. Es schien, als hinge an diesem Geigenspiel mein Leben.

Zoll für Zoll kroch ich weiter, quer durch die Öllache. Sie verschmierte mein Jackett. Ein Knopf sprang ab. Aber was waren das für Nebensächlichkeiten gegenüber dem süßen, verträumten und lockenden Geigenspiel.

Ich musste dem dämonischen Spieler einfach folgen. Es gab nur noch diesen brennenden Wunsch in mir. Und wenn er mich in die Hölle lockte…

Der Geiger wandte sich nach links. Schattenhaft sah ich seine Gestalt, blickte wie durch einen Schleier. Er schritt den breiten Gang zwischen den parkenden Wagen hinunter und näherte sich der Auffahrtsrampe.

O wie herrlich lebendig war diese Musik. Sie lullte mich ein, war mir ganz nah…

Aber da hörte ich ein anderes Geräusch. Ein Brummen. Es störte das Spiel, drang in meine Gehirnzellen ein. Ich verfluchte diese fremden Töne, die immer lauter statt leiser wurden.

Etwas kreischte. Reifen…?

Helligkeit! Blendend, grausam. Meine Augen schmerzten. Etwas raste auf mich und den Geiger zu. Ein Ungeheuer – ein Wagen.

Dröhnend hallte ein Hupsignal durch die Garage. Sonnen explodierten vor meinen Augen.

Quietschen, Kreischen – Stille! Vorbei. Aus. Doch ich lebte. Ich hörte meinen Atem und ein dumpfes sattes Geräusch, das entsteht, wenn eine Autotür zugeschlagen wird, Schritte. Dann eine Stimme. Wütend, aber auch erleichtert zugleich. »Sind Sie wahnsinnig? Kriechen hier auf dem Boden herum! Beinahe hätte ich Sie überfahren!«

Ich hob den Blick. Sah eine braune Hose mit scharf gebügelten Falten. Jemand zog mich an der Schulter herum. »Nein, betrunken sind Sie nicht.«

Doch! Ich war betrunken. Trunken von dem Geigenspiel, das immer noch in meinem Kopf nachhallte. Aber wo war der Spieler?

Ich versuchte, mich hochzustemmen. Es gelang mir nur mit Mühe. Ich fühlte mich zerschlagen, wie durch den Wolf gedreht.

Der unbekannte Autofahrer half mir. Dicht vor meinen Augen sah ich die breite Gummistoßstange eines Volvos. Mein Gott, das war verflixt knapp gewesen. Der Fahrer hatte wirklich erst im letzten Augenblick bremsen können.

Ich lehnte mich an den Kühlergrill. Tief holte ich Luft. Sie schmeckte nach Abgasen und Öl. »Den Geigenspieler«, krächzte ich, »haben Sie den Geigenspieler nicht gesehen?«

Der Mann schüttelte den Kopf. Er sah mich an, als hätte er einen Irren vor sich. Ich an seiner Stelle hätte sicherlich nicht anders gedacht.

»Von wem sprechen Sie, Mister?«

Ich winkte ab. »Sorry, schon gut.«

Mein unbekannter Helfer trug einen nachtblauen Smoking. »Kann ich irgend etwas für Sie tun? Wohnen Sie in dem Apartmentblock?«

»Ja.«

»Soll ich Sie in Ihre Wohnung begleiten?«

»Nein, danke. Es geht schon. Ich möchte mich bei Ihnen bedanken, Mister. Wenn Sie nicht so rasch reagiert hätten…« Ich ließ die letzten Worte unausgesprochen.

»Sie haben auch gar nichts gehört«, erwiderte er. »Sie lagen auf dem Boden wie tot. Aber was erzählten Sie von diesem Geigenspieler? Gesehen habe ich keinen.«

Ich winkte ab. »Vergessen Sie's. Und vielen Dank noch einmal. Mein Name ist übrigens John Sinclair.«

»Und ich heiße Morton Fanwick. Wenn Sie mal Hilfe brauchen, ich wohne im vierten Stock. Stehe jederzeit zu Diensten.«

»Wieso das?«

»Ich bin Privatdetektiv, Spezialist in Sachen Ehescheidung und seit drei Wochen in London. Die ersten heißen Fälle habe ich schon hinter mir.«

»Na, dann weiterhin viel Glück.«

Fanwick lachte. »Viel Glück ist gut. Das wünsche ich Ihnen. Bei den meisten Menschen fängt es ja mit weißen Mäusen an, aber bei Ihnen mit einem Geigenspieler.«

»Bin eben sehr musikalisch«, erwiderte ich bissig.

Lachend stieg Fanwick in seinen Volvo. Ich konnte ihm seinen Spott nicht mal verübeln. Früher hätte ich auch so reagiert, doch seit ich mit dem Übersinnlichen auf Du und Du stehe, hat sich für mich vieles geändert. Ich halte in dieser Welt gar nichts für unmöglich. Dieses Wort habe ich aus meinem Gedächtnis gestrichen.

Noch ziemlich wacklig in den Knien steuerte ich den Fahrstuhl an. Ich fühlte mich wie gerädert.

***

Suko zog ein Gesicht, als hätte ich nicht alle Tassen im Schrank. »Was ist dir denn passiert?« fragte er erstaunt. »Hast du den Boden geküsst?«

»So ungefähr.« Ich schloss die Tür und berichtete.

Sukos Gesicht wurde immer ernster. »Verdammt noch mal«, sagte er, »was kommt da noch alles auf uns zu?«

Ich hob die Schultern.

Eine Dusche brachte mich wieder auf Vordermann. Ich wechselte die Kleidung, fuhr hinunter in die Tiefgarage und konnte ungehindert losfahren.

In der Obduktion des Yards erwartete mich Powell mit einem Gesicht wie sieben Tage Regenwetter. »An Zeiten können Sie sich nachts wohl auch nicht halten, wie?«

Ich grinste ihn an. »Sorry, Sir, aber es gab Dinge, die mich aufhielten.« Ich warf einen Blick auf den Arzt neben Powell. »Kann ich Sie allein sprechen, Chef?«

Der Arzt verschwand. Zum zweitenmal berichtete ich von dem Vorfall in der Tiefgarage.

Powells Gesicht wurde käsig. »Oh, verflucht!« stöhnte er. »Ich habe das Gefühl, Ihre Dämonenfreunde haben zu einem Sturmangriff geblasen.«

Da konnte ich dem Superintendenten nicht gut widersprechen. »Aber jetzt sehen wir uns erst einmal die Tote an«, schlug ich vor, »vielleicht finden wir irgendeinen Hinweis.«

Der Arzt wurde wieder hinzu gerufen.

Es gibt nur wenige Dinge, die ich hasse. Dazu gehören mieses Essen und der Anblick von Schauhäusern oder Obduktionsräumen. Unser Obduktionsraum war modern eingerichtet bis in den letzten Winkel. Doch auch die modernen Geräte konnten den Eindruck des Unheimlichen, des Abstoßenden nicht mildern.

In der Mitte des Raumes hing eine riesige kreisrunde Lampe. Mehrere starke Strahler warfen ihr Licht auf die Bahre mit der Leiche.

»Es ist sehr seltsam«, dozierte der Arzt. »Ich habe schon zahlreiche Leichen untersucht, aber aus diesem jungen Mädchen werde ich einfach nicht schlau. Die Tote ist völlig anders.«

»Blutleer?« fragte ich.

»Nein!«

»Das verstehe ich nicht.«

»Sehen Sie, Mr. Sinclair.« Er deutete auf die beiden Einschusslöcher. »Es ist kein Blut aus dem Körper gequollen, aber das ging auch nicht. Das Blut dieses Mädchens ist verdickt, sieht aus wie Gelee, eingefroren, was weiß ich noch alles…«

»Haben Sie eine Probe davon untersucht?« Die Frage stellte Superintendent Powell.

»Ja.«

»Und?«

Der Arzt nahm seine Hornbrille ab und putzte gedankenverloren die Gläser. »Die Analyse des Blutes ist völlig normal verlaufen. Die Anzahl

der roten und der weißen Blutkörperchen sind im Verhältnis zueinander so gelagert wie bei einem normalen Menschen. Auch die Prozentzahlen der Spurenelemente und Salze stimmen. Was zu einer Verdickung des Blutes geführt hat, weiß ich nicht. Es ist mir ein Rätsel. Ich habe schon verflixt viel gesehen und erlebt, aber so etwas ist noch nicht vorgekommen.«

Ich rieb nachdenklich mein Kinn. Superintendent Powell stand neben mir und starrte auf die Tote, als wollte er sie wieder zum Leben erwecken. »Sie ist aber tot«, murmelte Powell.

Der Arzt nickte heftig. »Vom medizinischen Standpunkt ja. Alle Lebensfunktionen sind eingestellt.«

Von der Seite her blickte ich meinen Vorgesetzten an. Er sah grau aus im Gesicht. Aber vielleicht bewirkte das auch nur das kalte Neonlicht. Die Augen hinter den dicken Brillengläsern wirkten verwaschen. Die Lippen hatte er fest zusammengepresst.

Powell trug ebenso wie ich eine ungeheure Verantwortung. Nur litt er mehr darunter. Unter Umständen kam es daher, dass er mehr Zeit zum Nachdenken hatte, während ich mir im direkten Einsatz an der ›Front‹ keine großen Gedanken machen konnte.

»Da ist noch etwas Seltsames«, sagte der Arzt. »Wir haben kleine Proben unter den Fingernägeln der Toten weggekratzt und untersucht. Und in dieser Substanz fanden wir Blattgrün oder Chlorophyll, dieses Enzym, das sich auch in Pflanzen befindet und das mithilft, Zucker in Stärke zu verwandeln.«

Jetzt wusste ich gar nichts mehr. Die Gedanken rotierten nur noch so in meinem Kopf. Der Teufelsgeiger, der Angriff der Bluteule, die Tote, das verdickte Blut. Und Blattgrün unter den Fingernägeln. Welches Rätsel hatte man uns hier vorgesetzt?

Powell übernahm die Initiative. »Hören Sie zu, Doc«, sagte er. »Sie werden die Tote unter Verschluss halten. Ich will nicht, dass jemand an sie herankommt. Erklären Sie diese Leiche meinetwegen zum Staatsgeheimnis. Nur Oberinspektor Sinclair und ich haben Zutritt.«

»Natürlich, Sir«, entgegnete der Arzt. »Ich werde alles veranlassen. Sie können sich auf mich verlassen.«

»Danke sehr.«

Wir verließen den Raum. Im Flur zündete ich mir eine Zigarette an. »Wissen Sie schon, wie es weitergehen soll?« fragte Superintendent Powell.

Ich blies den Rauch gegen die Decke. »Nein«, erwiderte ich offen. »Ich weiß nur eines.«

»Das wäre?«

»Dass ich dem Glaser Bescheid geben muss, damit er eine neue Fensterscheibe einsetzt.«

»Witzbold«, knurrte Powell.

***

Die Party ging nun schon in die sechste Stunde. Und noch immer war die Stimmung großartig. Vielleicht resultierte es auch daher, dass sich die Gesellschaft um das geheizte Hallenbad gruppierte und einige Girls unbedingt textilfrei schwimmen wollten.

Natürlich konnten die Männer sich da nicht lumpen lassen. Dinnerjacketts und Hosen flatterten wie Fahnen zu Boden, und aus den Lautsprechern der Stereoanlage dröhnte der Hit der beiden Spanierinnen: Sorry, I'm a Lady.

Jane Collins beteiligte sich nicht an dem allgemeinen Spektakel. Sie fand es an der Zeit, sich still und heimlich aus dem Staub zu machen. Aber dagegen hatte ihr Schatten etwas. Schatten deshalb, weil der Knabe seit zwei Stunden nicht von der Seite der blonden, äußerst attraktiven Privatdetektivin wich.

Angeblich war er vom Film. Wer's glaubte, war selbst schuld. Jane glaubte es nicht.

Sie saß in einem Rohrstuhl am Rand des Pools, hielt ein gefülltes Glas in der Hand und betrachtete amüsiert das Treiben in dem blaugekachelten Schwimmbecken.

»Na, hätten Sie nicht Lust auf eine kleine Abkühlung?«

Da war er wieder, der Schatten. Hatte sich nur eben ein neues Glas geholt. Der Knabe beugte sich vor, und sein alkoholisierter Atem streifte Janes Gesicht.

Der Mann hieß Mark. Mark Ranger. Ein Name für die Leinwand. Und er sah unverschämt gut aus. Braungebrannt. Schwarzes, modisch geschnittenes Haar, herrliche Zähne, schmale Lippen und dunkelblaue Augen. Selten bei einem Mann. Die weiße Smokingjacke saß wie angegossen. Er schien damit auf die Welt gekommen zu sein. Mark Ranger, der Frauenheld, Liebling aller Betthäschen.

Jane Collins war kein Betthäschen, sondern Londons beste Privatdetektivin. Äußerst erfolgreich in ihrem Job, allem Neuen aufgeschlossen – und John Sinclairs beste Freundin. Sie hatte Seite an Seite mit dem Geisterjäger gekämpft und wusste genau wie John, dass es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gab, als mancher dachte.

Zu dieser Party war sie durch Zufall gekommen. Sie hatte dem Gastgeber in einer Erpressungssache geholfen. Mr. Holleroy, ein Strumpffabrikant, war von seinem eigenen Sohn erpresst worden. Jane hatte das schnell herausgefunden. Sie hatte nicht nur einen gut gefütterten Scheck erhalten, sondern auch eine Einladung zu Holleroys Party. Jane hatte sie angenommen und hatte hier Mark Ranger getroffen.

Er hatte mit Jane getanzt, geflirtet und alle Register gezogen. Jane blieb hart. Und langsam bereitete ihr das Spiel Spaß. Sie wollte den Knaben noch ein bisschen hinhalten, reizen. Was ihr beileibe nicht

schwer fiel. Jane Collins gehörte zu den Frauen, die auch bei siebzigjährigen Männern noch Herzklopfen auslösten. Sie hatte eine Figur, an der alles stimmte. Dazu fiel das lange ährenfarbene Haar bis auf die Schultern, der weich geschwungene Mund, die herrlichen Augen, und das Lächeln, das jeden in seinen Bann zog, falls er nicht aus Stein war.

Mark Ranger war schon längst geschmolzen. Er setzte sich neben Jane auf einen kleinen gepolsterten Hocker, nahm einen Schluck und wiederholte seine Frage.

Die Detektivin wandte ihm ihr Gesicht zu. »Ach, wissen Sie, Mark, ich bin nicht so heiß, dass ich eine Abkühlung benötige.«

Ranger verdrehte die Augen. »Aber ich…«

Jetzt ritt Jane Collins der Teufel. Sie stand auf, zog auch Mark Ranger hoch, der sich schon etwas ausrechnete, und dann gab Jane ihm einen kleinen Stoß.

Die Wirkung war im wahrsten Sinne des Wortes einschlagend. Mark Ranger verlor das Gleichgewicht, ruderte noch mit den Armen, übergoss sich dabei selbst mit Wodka und klatschte in den Pool.

Die Szene war nicht unbeobachtet geblieben. Die Gesellschaft im Wasser hatte Marks Sprung mit großem Hallo verfolgt. Sofort schwammen drei Girls auf ihn zu, hinderten ihn daran, den Rand des Pools zu erreichen.

Mark tauchte unter, kam prustend wieder hoch, doch die Puppen blieben an ihm. Im Wasser begannen sie an seiner Kleidung zu zerren und zogen ihn kurzerhand aus.

Jane Collins stand am Rand des Beckens und lachte. Jetzt war der gute Mark erst einmal beschäftigt. Drei Girls waren ein bisschen viel, auch für ihn.

Mr. Holleroy schlenderte auf Jane zu. »Dem haben Sie es aber gegeben«, meinte er grinsend. »Und dabei denkt er immer, er ist unwiderstehlich.«

Die Detektivin lachte silberhell. »Manchmal kann man sich täuschen.« Sie schaute in den Pool. Mark Ranger trug nur noch seine Unterhose. Und auch daran begannen die Mädchenhände zu zerren.

»Woher kennen Sie Mr. Ranger eigentlich?« fragte Jane.

Holleroy lächelte schief. »Er ist mein Prokurist. Verkaufsleiter in unserer Firma. Bei seinem Aussehen bringt der die Strumpfhosen an den Mann oder die Frau, wie immer er es will. Ranger ist Spitze.«

»Und erhält sicherlich ein Spitzengehalt«, vermutete Jane. »Worauf Sie sich verlassen können, Miss Collins.«

Mark Ranger war nicht nur ein Frauenheld, sondern auch ein guter Schwimmer. Er tauchte unter den ›angreifenden‹ Girls hinweg, drückte einen der männlichen Partygäste unter Wasser und erreichte mit zwei kräftigen Schwimmstößen den Rand. Schwungvoll zog er sich hoch.

Mark Ranger und Jane Collins waren durch die Länge des Pools getrennt. Der Blick, mit dem Ranger die Detektivin bedachte, sprach Bände.

Holleroy lachte. »Der gute Mark ist nicht mehr gut auf Sie zu sprechen«, bemerkte er.

Jane hob die Schultern und leerte ihr Glas. »Ich kann nun mal diese unwiderstehlichen Typen nicht ausstehen. Für mich wird es aber auch Zeit, Mr. Holleroy.«

»Jetzt geht es doch erst richtig los«, protestierte der Fabrikant. Er war ein Mann von sechzig Jahren, etwas untersetzt und trug ein Toupet.

»Wenn die Feier am schönsten ist, soll man sie verlassen«, erwiderte Jane. »Ich danke Ihnen für die Einladung.«

»Warten Sie, ich bringe Sie noch zur Tür.«

Gemeinsam mit Holleroy stieg sie die freischwebende Treppe hoch. Die Garderobe befand sich im Erdgeschoß. Ein Bediensteter lief ihnen über den Weg. Er trug ein Tablett mit bis zum Rand gefüllten Champagnerkelchen.

»Noch einen Abschiedsschluck?« fragte Holleroy.

Jane lächelte. »Nein, danke.« Holleroy reichte ihr den Mantel. »Ich muß noch Auto fahren.«

Jane warf den leichten Wollmantel nur über ihre Schultern. Sie trug eine weiße Bluse mit einem weiten, schulterfreien Ausschnitt, einen bunten Zigeunerrock und wadenhohe Stiefel.

An der Tür bedankte sich Holleroy noch einmal für die geleistete Arbeit und wünschte ihr alles Gute.

Jane schritt die große Freitreppe des Hauses hinunter. Über der Tür brannten Lampen. Die Wagen der Gäste standen auf dem mit Kies bestreuten Parkplatz vor dem Haus.

Ein breiter Weg führte zum Tor des Grundstücks. Mächtige Ulmen säumten ihn.

Jane hatte die Treppe gerade hinter sich gelassen, da löste sich aus dem Schatten der Hausmauer ein Mann. Mark Ranger!

»Ich meine, Sie sollten nicht so einfach verschwinden«, sagte er und versperrte Jane Collins den Weg. Breitbeinig stand er da, trug einen Pullover und eine helle Cordhose. Sein Haar glänzte nass und hing unordentlich in die Stirn. Auf seine Lippen hatte sich ein triumphierendes Hab-ich-dich-endlich-Grinsen gelegt.

Janes Collins Wagen stand als letzter in der Reihe und war kaum zu sehen zwischen den Prunkschlitten der übrigen Partygäste. Die Detektivin fuhr einen uralten VW-Käfer. Der Motor jedoch hatte einige PS mehr zu bieten als ein Normalfahrzeug dieser Klasse. Und auch sonst war der Wagen tipptopp.

Jane hatte ihn von einem Automechaniker frisieren lassen. Der junge, tüchtige Mann schwärmte für die Detektivin wie manch ein Teenager

für einen Rocksänger.

»Lassen Sie mich vorbei«, sagte Jane in freundlichem Ton.

Mark Ranger schüttelte den Kopf. »Ist nicht drin, Puppe. Du hast deinen Spaß mit mir gehabt, jetzt will ich auf meine Kosten kommen. Ich lasse mich nicht fertig machen, merk dir das.«

»Und ich möchte nicht, dass wir uns duzen«, erwiderte Jane frostig.

»Hab dich nicht so, Süße.« Ranger fletschte die Zähne wie ein Wolf. Dann fasste er nach Janes Schulter. Das heißt, er wollte es. Doch die Detektivin hatte schon andere Gegner aufs Kreuz gelegt als diesen Schaumacher. Sie fing die Hand ab, drehte sie herum und trat Mark Ranger die Beine unter dem Körper weg.

Schnaufend landete der große Frauenheld auf dem Boden. Jane Collins war bei dieser Aktion nicht einmal der Mantel von der Schulter gerutscht.

Der Weg war frei. Nicht einmal übermäßig schnell ging Jane zu ihrem Wagen.

Hinter ihr rappelte sich Ranger wieder hoch. Er kochte. Noch nie hatte ihn jemand so aufs Kreuz gelegt, Und dazu noch eine Frau. Nein, das schrie förmlich nach Vergeltung.

Jane erreichte ihren VW. Sie schaffte es aber nicht mehr, die Tür aufzuschließen, denn Ranger hetzte wie ein wildgewordener Büffel auf sie zu.

Jane Collins fuhr herum. Der Frauentyp stoppte. Er atmete heftig und hatte die Hände zu Fäusten geballt.

Kalt blickte Jane Collins ihn an. »Reicht Ihnen die Abfuhr noch nicht?« fragte sie.

»Okay, Süße, du hast mich überrumpelt. Das passiert mir einmal, aber kein zweites Mal. Ich…«

Was er wollte, blieb unausgesprochen, denn plötzlich wurden beide gestört. Durch Geigenspiel.

Es drang aus dem Park, der vor dem Haus wie eine dunkle Insel lag. Nachtschwarz und voller unheimlicher Geräusche. Da rauschte der Wind, da knackte Holz, oder es raschelte in den Büschen. Und jetzt noch das Spiel.

»Haben Sie die Musik bestellt?« erkundigte sich Jane spöttisch.

Mark Ranger schüttelte den Kopf. »Seltsam«, sagte er, stand gebannt auf dem Fleck und lauschte. Innerhalb von Sekunden hatte sich bei ihm eine Wandlung vollzogen.

Auch Jane Collins wurde von der Faszination des Spiels erfasst. Die traurig klingende Melodie riss sie auf seltsame Weise mit und lockte sie zugleich an.

Wie auf ein geheimes Kommando hin gingen Mark Ranger und Jane Collins los.

Schritt für Schritt, nebeneinander – ihre Schuhe knickten taufeuchtes

Gras. Sie gingen quer über den Rasen, schritten dicht an Büschen vorbei, deren sperrige Zweige Jane den Mantel von den Schultern streiften.

Keiner von ihnen sprach ein Wort. Eben noch Gegner, waren sie sich jetzt einig. Sie mussten diesen unheimlichen Geigenspieler einfach finden.

Das Spiel wurde lauter, kreiste sie regelrecht ein. Kam von allen Seiten und schien auch aus den Kronen der Bäume auf sie niederzuschwingen.

Auf Mark Rangers Gesicht lag ein entrückter Ausdruck. Die Augäpfel waren etwas nach innen gedreht, seine Lippen zu einem Lächeln verzogen.

Ein Eichhörnchen huschte direkt vor ihren Schuhspitzen entlang. Sie sahen das Tier gar nicht.

Vielleicht in ihrem letzten Gehirnwinkel hatte Jane noch so etwas wie kühlen Verstand bewahrt. Eine leise Stimme sagte ihr, dass es bei diesem Geigenspiel nicht mit rechten Dingen zuging, doch der Drang, den geheimnisvollen Geiger zu finden, war stärker.

Die Lichter des Hauses blieben zurück. Dicke Baumstämme ließen der Helligkeit keine Chance, sich weiter auszubreiten. Janes Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt. Sie sah die Bäume mit ihren mächtigen Stämmen und den armdicken Ästen, das Buschwerk, in dem es geheimnisvoll zu rascheln schien, und den am Himmel stehenden Mond, dessen silbrig fahles Licht an den ihn umgebenden Wolkenrändern zerfasert wurde.

Auf einmal ging Mark Ranger schneller. Hatte er etwas entdeckt? Vielleicht den Geiger? Er begann zu laufen. »Ich komme!« flüsterte er. »Ich komme…«

Jane Collins folgte ihm. Sie konnte gar nicht anders, hatte das Gefühl, als würden die Beine nicht mehr ihrem Willen gehorchen.

Und plötzlich sah sie den Geiger. Er trat hinter einem Baumstamm hervor. Ein überdurchschnittlich großer Mann mit einem Schlapphut auf dem Kopf und als Gesicht nur ein blasses Oval. Er trug dunkle Kleidung, hielt die Geige in der linken Hand, strich mit dem Bogen über die Saiten und wiegte seinen Körper im Takt der Musik.

Mark Ranger blieb stehen. »Meister«, hauchte er. »Meister.«

Der Geiger schien ihn nicht zu hören. Er spielte unbelastet weiter. Auch Jane Collins war stehen geblieben. Sie traute sich nicht mehr, weiterzugehen. Irgendeine letzte Schwelle hinderte sie daran, auf den Spieler zuzugehen.

Dieser Mann war ihr unheimlich. Und doch konnte sie sich der Faszination seines Spiels nicht entziehen. Sie musste einfach zuhören.

Auf einmal hob der Geiger den Kopf.

Jane Collins erschrak. Zwischen Hut und Mantelkragen befand sich

eine helle flimmernde Fläche. Kein Gesicht – nur…

Da brach das Spiel ab. Eine Stimme. Flüsternd und doch drohend. »Dich wollte ich, Jane Collins. Du sollst die Blume in meinem Garten werden. In meinem Horror-Garten…« Er kicherte.

»Aber ihn will ich nicht.«

Ruckartig wandte er sich Mark Ranger zu. Seine rechte Hand führte eine blitzschnelle Bewegung aus, und im nächsten Augenblick zielte die Spitze des Bogens auf Mark Rangers Brust. Sie durchdrang den Körper, als wäre er aus Butter…

Für ein, zwei Sekunden blieb Mark Ranger stocksteif stehen. Sein Gesichtsausdruck – eben noch voll freudiger Überraschung – wechselte. Ungläubiges Entsetzen und Erstaunen machten sich breit. Mit einem Ruck zog der dämonische Geigenspieler seinen Bogen wieder aus der Brust des Mannes.

Mark Ranger brach in die Knie. Er presste seine Hände gegen die getroffene Stelle und fiel schwer zu Boden. Auf der Seite blieb er liegen. Nicht ein Laut drang mehr über seine Lippen.

Jane Collins hatte dieser Vorgang geschockt. Dieser brutale Angriff riss sie aus ihrer Lethargie. Verflogen war die gefährliche Aura. Hart und gnadenlos präsentierte sich der Detektivin das Geschehen.

Einem Impuls folgend sprang sie den Geigenspieler an. Hämmerte ihm beide Handkanten gegen die Halsseiten – doch da war nichts, was sie treffen konnten. Die Handkanten trafen aufeinander.

Jane hatte Mühe, einen Schmerzensschrei zu unterdrücken. Sie wich zurück, wollte nicht von dem Bogen getroffen werden. Doch der Teufelsgeiger hatte etwas anderes vor. Er wollte Jane Collins nicht töten, er brauchte sie noch.

Aus dem flimmernden Oval drangen plötzlich seltsame Laute. Pfeifend, zwitschernd… Wie Vogelstimmen…

Ja, er lockte die Vögel, die schon längst schliefen. Sie kamen aus ihren Verstecken, aus Nestern, hüpften von Zweigen oder flogen flatternd aus den Büschen hervor. Sie hatten nur ein Ziel. Jane Collins!

Das Zwitschern, Pfeifen und Zirpen erfüllte die Luft. Die Vögel sammelten sich zu einem Schwarm. Spatzen, Raben und Dohlen. Wie Gewehrkugeln stießen sie auf Jane Collins nieder, angetrieben durch das Pfeifen des unheimlichen Geigenspielers.

Jane Collins überfiel die nackte Angst. Sie fürchtete sich nicht davor, sich mit Gangstern anzulegen, aber der Attacke der Vögel hatte sie nichts entgegenzusetzen. Ihr blieb nur noch eins. Flucht!

Die Detektivin warf sich auf dem Absatz herum. Sie rannte, was ihre Beine hergaben, hetzte durch den Park, als säßen ihr tausend Teufel im Nacken.

Pfeilschnell stießen die Tiere auf sie nieder. Jane rannte nach rechts, nach links, schlug Haken wie ein Hase, warf sich durch die Büsche,

keuchte und schnappte nach Luft. Und doch hatte sie keine Chance.

Der Schwarm überholte sie, hüllte sie auf einmal ein wie eine Wolke. Spitze Schnäbel hackten auf sie ein, zerrten an der Kleidung, rissen die Haut auf, fügten ihr leise, blutende Wunden bei.

Jane schrie, schlug um sich, warf sich zu Boden, presste ihr Gesicht in die feuchte Erde und merkte gar nicht, dass die Tiere schon längst von ihr abgelassen hatten. Sie belauerten sie nur noch, flatterten wie Wächter über ihrem Körper.

Kaum zu vernehmende Schritte näherten sich. Der Teufelsgeiger kam. Er hatte sich sein Instrument unter den linken Arm geklemmt, bückte sich und zog Jane Collins mit der rechten Hand hoch.

Die Detektivin war mit ihren Nerven am Ende. Sie schluchzte. Tränenbäche rannen über ihre Wangen.

Dann vernahm sie eine Stimme dicht neben ihrem linken Ohr. »Dich habe ich, auch wenn mir der andere entwischt ist. Denke immer daran, der Schwarze Tod schläft nicht. Er ist überall. Überall…«

Der Geiger schleifte Jane mit. Die Schuhe hatte sie längst verloren, ihre Fußspitzen zogen Spuren in das feuchte Erdreich.

Der Geiger wandte sich dem Ausgang zu. Das eiserne Gittertor stellte für ihn kein Hindernis dar. Er hatte es schon vorher geöffnet.

Vor dem Haus parkte ein pechschwarzer Citroën DS 21. Der Geiger öffnete die hintere rechte Tür und stieß Jane Collins in den Fond. Er schlug die Tür wieder zu und schloss ab. Er selbst setzte sich hinter das Lenkrad, drückte einen Knopf, und im nächsten Augenblick schob sich eine dicke Glasscheibe zwischen Fahrersitz und Rückbank.

Ein weiterer Knopfdruck. Aus einer Düse schoss ein farbloses Gas. Nur das leise Zischen war zu hören.

Erst jetzt kam Jane Collins wieder richtig zu sich. Sie setzte sich auf, merkte in den ersten Sekunden nicht, wo sie war. Als sie sich ihrer Situation bewusst wurde und den Rücken des Fahrers sah, da war es schon zu spät. Das Gas wirkte bereits.

Jane spürte die Müdigkeit und hatte das Gefühl, Blei in den Knochen zu haben. Sie kroch über den Sitz auf die Tür zu. Die Finger tasteten nach dem Riegel, fanden ihn, konnten ihn jedoch nicht mehr bewegen.

Die Tür war verriegelt.

In einem letzten Impuls warf Jane ihren Körper hoch, trommelte gegen die Scheibe, doch nach zwei Schlägen rutschten ihre Hände ab. Bewusstlos fiel Jane Collins um. Das Gas hatte seine Wirkung voll entfacht.

Der unheimliche Geigenspieler jedoch fuhr ruhig weiter. Kein Autofahrer, der dem Citroën begegnete, merkte, dass hinter dem Steuer der schwarzen Limousine ein Mann ohne Gesicht saß…

***

An Schlaf war in dieser Nacht natürlich nicht mehr zu denken. Ich blieb im Büro. Zuerst rief ich bei mir zu Hause an. Suko meldete sich sofort.

»Alles klar«, sagte er. »Nur in der Küche ist es etwas kalt. Sonst hat aber niemand versucht, uns zur Hölle zu schicken.«

»Ist ja beruhigend«, erwiderte ich.

»Wie lange soll ich denn hier noch die Stellung halten?« wollte Suko wissen.

»Bis ich es dir sage.«

»Wünsche hast du.«

»Ja, man hat's nicht leicht.«

Ich legte wieder auf. Dann dachte ich den Fall noch einmal durch. Ließ die vergangenen Ereignisse vor meinem geistigen Auge Revue passieren, und mir fiel auch mein Traum wieder ein.

Deutlich sah ich den riesigen Schwarzen Tod vor mir, wie er den Sarg in der Hand hielt, auf dem mein Name stand. Ich brauchte wirklich kein Hellseher zu sein, um zu wissen, dass der Sarg für mich bestimmt war. Also hatte der Schwarze Tod mein Ableben schon vorprogrammiert.

Aber wer war der Geiger? War es unter Umständen der Schwarze Tod persönlich?

Soviel ich wusste, konnte er jede beliebige Gestalt annehmen. Unter Umständen sogar die eines Tieres oder eines toten anorganischen Gegenstandes.

Ich muss ehrlich gestehen, dass mir bei dem Gedanken daran verdammt flau im Magen wurde. Über dieses Gefühl half mir auch ein Scotland-Yard-Frühstück aus der Kantine nicht hinweg.

Zum Glück kam meine Sekretärin, Glenda Perkins, eine halbe Stunde vor Dienstantritt. Ihr Kaffee war ebenso berühmt wie ihre Rundungen.

Auch an diesem Morgen sah sie wieder richtig zum Anbeißen aus. Das schwarze Haar trug sie zu Korkenzieherlocken gedreht, der knallrote Rollkragenpulli saß äußerst knapp, und ein schwarzer Cordrock umschmeichelte die perfekt gewachsenen Beine.

Glenda wäre die glücklichste Frau auf der Welt gewesen, wenn sie mich zum Standesamt hätte schleppen können. Die Kleine war bis über beide Ohren in mich verknallt.

Ich gebe zu, sie war ein Mädchen, nach dem sich viele die Finger leckten, nur – Liebe im Büro ist nicht mein Fall. Das führt meistens zu Komplikationen.

Aber Glenda gab nicht auf. Ihre Augen strahlten mich an. »Hat man Sie aus dem Bett geworfen, Mr. Sinclair?«

Ich schenkte ihr ein Lächeln. »So ungefähr. Tun Sie mir einen Gefallen, Glenda?«

Ihr Blick wurde erwartungsvoll. Sie atmete tief ein, und ich sah, wie

sich der Pullover noch weiter spannte.
»Kochen Sie mir bitte eine Tasse Kaffee!«
Sie schluckte. »Natürlich, sofort, Mr. Sinclair.« Sie drehte sich um und ging zur Tür, vergaß aber nicht, ihre Hüften gekonnt zu schwingen.
Ich lächelte. Nach Glendas Kaffee leckten sich auf der Etage alle die Lippen. Ich erhielt ihn schnell. Mit Zucker, ohne Milch. Ganz nach meinem Geschmack.
»Ich tippe dann den Bericht für Superintendent Powell«, sagte Glenda. »Tun Sie das.«
Glenda ging wieder. Nachdenklich rührte ich den Kaffee um. Immer wieder entstand das Bild des Geigers vor meinem geistigen Auge. Ich wurde daraus einfach nicht schlau.
Mein Gott, wer spielte schon so Geige? Ich kannte keinen. Die Künstler, die mir ein Begriff waren, lebten alle längst nicht mehr. Paganini, zum Beispiel. Ihn nannte man den Teufelsgeiger. Angeblich sollte er mit dem Satan im Bunde gestanden haben.
Ob dieser Geiger unter Umständen auch…?
Ich beschloss, der Spur nachzugehen. Aber wer konnte mir Auskunft geben? Ein Musiklexikon ließ ich mir von Glenda besorgen. Dort fand ich zwar viele Namen, aber die meisten Musiker waren tot.
So vergingen drei Stunden. Irgendwann erschien Glenda wieder in meinem Büro, den fertig getippten Bericht brachte sie mit.
»Haben Sie Probleme, Mr. Sinclair?«
»Ja. Ich suche einen Geiger. Aber einen lebenden.«
»Oh, da gibt es viele.«
»Das weiß ich auch. Aber ich suche einen, dessen Spiel berühmt ist, der die Leute mit seiner Musik in Trance versetzen kann, wie damals Paganini.«
»Da gibt es doch einen«, erwiderte Glenda.
»Sagen Sie bloß. Und wer ist es?«
»Zarcadi. Professor Zarcadi. Stand in allen Musikzeitschriften. Haben Sie das nicht gelesen?«
»Nein, ich lese nur die Tageszeitung.«
Glenda wusste, welch einen Job ich hatte, und war glücklich, dass sie mir einmal behilflich sein konnte. »Zarcadi ist ein Mann, der die Menschen durch sein Spiel in Trance versetzen kann. Die Zeitungen schrieben, er sei aufgetaucht wie ein Komet am Himmel. Allerdings gibt er nur Privatkonzerte, und seine Verehrer zahlen hohe Eintrittspreise.«
»Sie sind eine Wucht, Glenda«, rief ich. »Jetzt brauchen Sie mir nur noch zu sagen, wo ich diesen Saitenquäler finden kann.«
Glendas Gesicht nahm einen enttäuschten Ausdruck an. »Tut mir Leid, Mr. Sinclair. Das weiß ich nicht.«

»Haben Sie in Ihrer Musikzeitschrift denn nicht gelesen, wo er auftritt oder wo er wohnt?«

»In England. Er ist Ungar und aus seiner Heimat geflüchtet. Angeblich hat er sich ein Landhaus gekauft. Inmitten eines großen Parks. Wenn er ein Konzert gibt, müssen die Menschen schon zu ihm kommen. Ziemlich geheimnisvoll, dieser Mann. Finden Sie nicht auch, Mr. Sinclair?«

»Ja.« Ich nickte. Dann drückte ich Glenda die Hand. »Sie glauben gar nicht, wie sehr Sie mir geholfen haben.«

»Aber Mr. Sinclair.« Glenda Perkins wurde rot bis unter die Haarwurzeln. Und war es sicherlich auch noch, als sie längst wieder in ihrem Büro saß.

Ich aber wollte mich hinter diesen Geiger klemmen. Doch ein Anruf brachte alles durcheinander. Ein Kollege von der Mordkommission war am Apparat. Ich kannte ihn nur dem Namen nach.

»Ich rufe Sie aus einem Landhaus in Kilburn an«, sagte der Kollege. »Wenn Sie Zeit haben, möchte ich Sie doch bitten, herzukommen.«

»Was ist denn passiert?«

Inspektor Eagle, so hieß der Kollege, wand sich wie ein Wurm. »Es ist schlecht am Telefon zu erklären. Es geht aber um Mord und um eine Frau namens Jane Collins.«

Ich war wie elektrisiert. »Um die Privatdetektivin?«

»Ja. Wir haben eine Handtasche gefunden mit ihren Ausweisen. Außerdem fanden wir einen Hinweis auf Sie. Aber ich glaube es ist besser, wenn Sie sich das einmal persönlich ansehen.«

»Natürlich. In Kilburn, sagten Sie. Wo genau dort?«

»Kommen Sie am besten zu unserem Revier. Ich gebe Ihnen die Adresse durch. Salisbury Road vierundzwanzig. Alles verstanden?«

»Alles klar«, erwiderte ich.

Meine Stimme klang längst nicht mehr so optimistisch wie am Anfang. Die Worte meines Kollegen hatten mich geschockt. Jane Collins also auch.

Ich hegte gar keinen Zweifel daran, dass all die Vorfälle mit dem Auftauchen des geheimnisvollen Geigers in einem direkten Zusammenhang standen.

***

Bis Kilburn war es eine ganz schöne Strecke. Ich musste durch halb London. Richtung Nordwesten. Vorbei an den beiden großen Parks. Hyde Park und Regents Park. Über die breite Edgeware Road durchquerte ich den Ort Paddington und fuhr über die Brücke, die den Endpunkt der Westautobahn – bei uns Motorway genannt – bildet. Rechter Hand lag der Regent Park, der von zahlreichen Straßen durchzogen wird.

In Kilburn trifft man schon auf das ländliche London. Kleine, niedrige Häuser wechseln ab mit idyllisch gelegenen Villen und Landhäusern.

Die Salisbury Road gehört zu den Durchgangsstraßen. Das Revier fand ich schnell. Zwei Streifenwagen parkten davor.

Inspektor Eagle erwartete mich in seinem spartanisch eingerichteten Büro. Er war ein noch junger Mann und saß unter dem Bild der huldvoll lächelnden Queen.

Der Inspektor begrüßte mich mit einem kräftigen Händedruck. »Ich freue mich, einen so berühmten Kollegen kennen zu lernen«, sagte er. Seine Stimme klang dabei ehrlich.

Ich winkte ab. »Das meiste ist sicherlich übertrieben.«

Eagle lächelte. »Ich weiß nicht.« Er deutete auf einen Besucherstuhl mit harter Sitzfläche. »Nehmen Sie bitte Platz.«

Auch er setzte sich wieder. Eagle trug einen Glencheckanzug, ein unifarbenes beiges Hemd und einen Strickbinder. Sein dichter Oberlippenbart war ebenso schwarz wie sein linksgescheiteltes Haar.

Inspektor Eagle hatte die Akte schon bereitliegen. »Möchten Sie selbst lesen, oder soll ich Sie in Stichworten informieren?«

»Ich lese selbst.«

Eagle übergab mir die Akte. Zwanzig Minuten benötigte ich, dann hatte ich alles Wesentliche erfasst.

Nach Zeugenaussagen musste Jane Collins die Party gegen drei Uhr morgens verlassen haben. Der Gastgeber hatte sie noch bis zur Tür gebracht. Was dann geschehen war, konnte man nur vermuten. Ein gewisser Mark Ranger, der Jane schon auf der Party nachgestellt hatte, musste draußen auf sie gelauert haben. Spuren zeigten an, dass Jane wie auch Ranger in den Park hineingelaufen waren.

Aber aus welchem Grund? Bestimmt nicht, um ein Schäferstündchen zu halten, denn im Haus hatte sich Jane Collins Ranger gegenüber ziemlich abweisend verhalten.

Der ganze verdammte Fall blieb rätselhaft. Auch Mark Rangers Tod. Eine Untersuchung hatte ergeben, dass er mit einem spitzen Gegenstand ermordet worden war. Der Arzt meinte, mit einer langen dicken Nadel oder einem Speer.

Seltsame Spuren waren gefunden worden. Federn von Vögeln zum Beispiel. Der Boden war aufgewühlt und aufgehackt worden. Dieser Vorgang war ebenso rätselhaft wie die gesamte Entführung.

Warum hatte dieser Unbekannte die Detektivin gekidnappt? Um mich unter Druck zu setzen? Ein anderes Motiv konnte ich mir nicht vorstellen, denn so vermögend war Jane nicht, dass sich eine Entführung samt Erpressung lohnte.

Inspektor Eagle lachte leise auf. »Ich sehe schon, Mr. Sinclair, Sie blicken auch nicht durch.«

Ich klappte die Akte zu. »Im Moment nicht.«

Eagle stopfte sich gelassen eine Pfeife. »Haben Sie denn einen Verdacht, wer hinter dieser Sache stecken könnte?«

Ich schüttelte den Kopf.

Eagle blies gelassen zwei dicke Rauchwolken aus dem rechten Mundwinkel. »Wir werden den Fall selbstverständlich ebenfalls verfolgen«, sagte er. »Durch den Mord an Mark Ranger sind wir dazu gezwungen. Ein faires Angebot: Wir arbeiten nicht gegeneinander, sondern marschieren getrennt und schlagen vereint zu. Beliefern uns auch mit Informationen. Sollte der eine etwas Entscheidendes herausgefunden haben, teilt er es dem andern mit. Ich finde, auf dieser Basis lässt sich arbeiten.«

»Natürlich.« Ich nickte. »Nur – Sie wissen von meinem Job, Mr. Eagle. Ich bearbeite keine normalen Fälle, und es kann Ihnen und Ihren Männern passieren, dass sie mit Dingen konfrontiert werden, die nicht mit dem reinen Verstand zu begreifen sind.«

Eagle lächelte. Dabei drehte er die Pfeife zwischen den Fingern. »Ich kenne natürlich Ihren Ruf, Mr. Sinclair. Und ich bin gespannt darauf, ob es sich wirklich so verhält, wie immer erzählt wird. Ich möchte mit Ihnen vorurteilsfrei zusammenarbeiten, natürlich nur, wenn es sich machen lässt.«

Für meinen Geschmack entwickelte Inspektor Eagle zuviel Sensationsgier. Vielleicht hoffte er auch auf eine Beförderung.

»Selbstverständlich steht einem Informationsaustausch nichts im Wege«, erwiderte ich. »Nur muss ich Sie warnen, Mr. Eagle. Unterschätzen Sie bitte die anderen Kräfte nicht.«

Eagle nahm wieder einen Zug aus seiner Pfeife. »Wollen Sie sich den Tatort vielleicht noch einmal ansehen?«

»Nein. Ich glaube nicht, dass ich noch etwas finden werde.«

»Wo wollen Sie denn einhaken?« forschte Eagle.

»Ich weiß es noch nicht.«

Inspektor Eagle lächelte hintergründig. »Ehrlich?«

»Ja. Ich will erst einmal abwarten, ob sich der oder die Entführer bei mir melden.«

»Wir haben Mittag«, sagte Eagle. »Gehen wir zusammen essen?«

»Danke. Aber ich muss zurück zum Yard.«

Eagle reichte mir die Hand. »Wir hören sicher voneinander.«

***

Gegen vierzehn Uhr trudelte ich wieder im Büro ein. Suko wartete noch immer in meiner Wohnung. Als ich anrief, war gerade der Glaser dabei, eine neue Scheibe einzusetzen.

Die Sorgen um Jane Collins steigerten sich von Minute zu Minute. Einmal klingelte ich bei ihr an, in der Hoffnung, dass sie zu Hause war. Es hob niemand ab.

Mein Zigarettenkonsum stieg. Ich erinnerte mich wieder an den Geiger, diesen Professor Zarcadi. Glenda Perkins war so nett und gab mir die Adresse der Musikzeitschrift, die über den Geiger berichtet hatte. Dort rief ich an.

Viermal verband man mich weiter, bevor ich endlich den richtigen Mann an der Strippe hatte.

»Zu Zarcadi wollen Sie?« fragte der Redakteur. »Dann wünsche ich Ihnen viel Vergnügen. Der ist menschenscheu und lädt nur Freunde ein.«

»Trotzdem hätte ich gern seine Anschrift.«

»Okay. Der Professor wohnt in Suffolk, in den East Anglian Heights. Das Kaff heißt – Moment mal, nein, der wohnt ja gar nicht in einem Dorf. Ich kann Ihnen nur den nächstliegenden Ort nennen. Und der heißt Orlington. Da sind sicher Katze und Hund begraben.«

»Hat Professor Zarcadi Telefon?«

»Soviel ich weiß, nicht, Sir. Der hat sich völlig zurückgezogen. Es ist überhaupt ein Wunder, dass er einem Mitarbeiter von uns ein Interview gewährt hat.«

»Wie heißt der Mann?«

»Scott, Frank Scott.«

»Wohnhaft?«

»In London. Stadtteil Holborn. In der Bedford Street. Neben dem großen Post Office. Aber ich muss Sie warnen, Sir. Ich weiß nicht, ob Frank Scott zu Hause ist – und wenn, dann ist es fraglich, ob er Sie überhaupt empfängt.«

»Könnten Sie sich klarer ausdrücken?«

»Sicher. Scott ist zu einem Einzelgänger geworden. Nach dem Besuch bei Zarcadi hat er seinen Job hingeschmissen. Er hat gesagt, dass er nur noch freiberuflich für uns arbeiten will.«

»Und? Sind Sie darauf eingegangen?« fragte ich.

»Ja. Scott ist ein guter Mitarbeiter. Wissen Sie, er hat den gewissen Touch, kommt bei den Interviewpartnern unheimlich gut an. Kaum einem anderen hätte Zarcadi ein Interview gewährt.«

Weitere Fragen hatte ich nicht. Ich bedankte mich noch einmal für die Auskünfte und legte dann auf. Als nächstes stand bei mir ein Besuch bei diesem Frank Scott auf dem Programm.

***

Irgendwann kam Jane Collins wieder zu sich. Tageslicht kitzelte ihre Nase. Jane musste niesen. Und damit war sie hellwach.

Sie lag auf einem Sofa. Verwirrt setzte sie sich auf, und sofort waren die Erinnerungen da. Sie dachte an die Party, an Mark Ranger und an den Geigenspieler. Er stand da, spielte – die Vögel…

»Mein Gott«, flüsterte Jane, sprang von dem Sofa und lief zu der

hohen, weiß lackierten Tür. Sie war verschlossen. Sie hatte überhaupt keine Klinke, keinen Drehknauf – nichts. Nur eine weiße, glatte Fläche.

Die Detektivin machte kehrt und lief zum Fenster. Eine Scheibe, eingelassen in die Wand. Kein Rahmen, kein Verschluss.

Jane Collins schlug gegen die Scheibe. Ihre Knöchel begannen zu schmerzen. Es war, als hätte sie gegen Stahl gepocht. Aber nicht Stahl war es, sondern Panzerglas. Das ließ auch keine Kugeln durch.

Du bist gefangen! Knallhart kam für Jane Collins die Erkenntnis. Und zwar gefangen in einem goldenen Käfig. Das Zimmer war prachtvoll ausstaffiert. Die Möbel stammten aus der Zeit des Biedermeier. Warmes Kirschbaumholz. Der ovale Tisch, die hochlehnigen Stühle, der Eckschrank mit den Bleiglasscheiben und das Bett mit seinem verspielten Gestell. Auf dem Boden lag ein alter, dicker Teppich. Er zeigte Motive aus der orientalischen Sagenwelt.

Zwei Dinge fielen Jane Collins auf. Erstens die Ruhe und zweitens ihr guter Zustand. Sie verspürte nicht einmal Kopfschmerzen. Das Gas hatte sich also ohne Nachwirkungen verflüchtigt.

Jane Collins blickte auf ihre Uhr. Es war eine Stunde vor Mittag, sie war also ziemlich lange bewusstlos gewesen.

Aber was hatte man mit ihr vor? Weshalb hatte sie dieser Geigenspieler gekidnappt? Und wer war der Mann überhaupt?

Jane Collins erinnerte sich wieder an das Geigenspiel. Nachträglich noch rann eine Gänsehaut über ihren Rücken. Deutlich sah sie die Gestalt vor sich. Der lange Mantel, der Schlapphut – und das Gesicht, das keins war. Nur ein flimmerndes Oval ohne Sinnesorgane.

Mit Schrecken erkannte Jane Collins, was los war. Dieser Gesichtslose, dieser Geiger – er war ein Dämon. Ein Bote der Finsternis, einer, der auf Satans Kommando hörte. Und er hatte sie gefangen.

Eine andere hätte vielleicht die Nerven verloren. Nicht Jane Collins. Da sie keine Fluchtmöglichkeit aus dem Zimmer mehr sah, blieb ihr nichts anderes übrig, als abzuwarten. Irgendwann würde sich schon jemand sehen lassen und vielleicht auch eine Erklärung abgeben. Man wollte was von ihr. Das lag auf der Hand. Denn sonst hätte der Unbekannte sie ja umbringen können.

Aber was? Ein Racheakt? Kaum. Allerdings war sie mit John Sinclair befreundet, und sie wusste sehr genau über seinen Job Bescheid. Vielleicht wollte man ihn durch die Entführung in eine Falle locken.

Jane war sich über ihre Gefühle für John im klaren. Ihr war auch klar, dass der Geisterjäger alles daransetzen würde, um sie zu befreien. Und das wussten auch seine Feinde. John war den Dämonen schon längst mehr als nur ein Dorn im Auge. Sie hassten ihn mit aller brutalen Konsequenz, wollten ihn ausschalten, erniedrigen – und

töten. Bisher hatte John Sinclair seine Gegner immer besiegt, manchmal in letzter Sekunde. Die Mächte der Finsternis mussten sich beinahe lächerlich vorkommen, dass sie ihren menschlichen Feind noch nicht zertreten hatten.

Wie gesagt, Jane Collins kannte all die Probleme, war aber momentan nicht in der Lage, etwas dagegen zu unternehmen. Ja, sie wusste überhaupt nicht, wo sie sich befand.

Sie ging zum Fenster und warf einen Blick nach draußen. Ein Garten präsentierte sich ihren Blicken. Wild und ungepflegt. Die Bäume wuchsen bis dicht an das Fenster heran, schienen mit ihren Ästen an der Scheibe kratzen zu wollen. Dichtes Unterholz bedeckte den Boden. Farn und sperriges Gestrüpp.

Jane hatte das Gefühl, als würde sich das Unterholz bewegen, wenn sie lange genug darauf schaute. Zwischen den Zweigen sah sie eine Glasfläche schimmern. Jane bückte sich, konnte jetzt genauer hinsehen und erkannte, dass die Glasfläche das Dach eines Treibhauses bildete.

War sie in einer Gärtnerei gelandet?

Da fielen ihr plötzlich die Worte des Geigenspielers ein. »… du sollst die Blume in meinem Garten werden. In meinem Horror-Garten…«

Hatte der Unheimliche diesen verwilderten Park damit gemeint?

Langsam überfiel Jane Collins doch ein ungutes Gefühl. Dieser Horror-Garten schien doch nicht nur in der Phantasie des Geigers zu bestehen.

Erst jetzt fiel ihr auf, dass es sehr warm war. Eine regelrechte Treibhausluft herrschte in dem Zimmer. Obwohl Jane nur ihre Bluse und den Rock trug, schwitzte sie. Sie sehnte sich nach einer Dusche oder einem Bad.

Sie selbst sah schon fast wie ein Monster aus. Verschmutzt und zerschunden. Seltsamerweise brannten die Wunden, die ihr die Vögel zugefügt hatten, nicht. Es war auch nichts zu sehen. Die Wunden hatten sich auf wundersame Weise wieder geschlossen. Auf dämonische Weise…

Plötzlich zuckte Jane zurück. Ein Vogel war dicht vor ihrem Fenster vorbei geflogen. Die Flügel waren lang wie der ausgewachsene Arm eines Mannes. Der Vogel drehte sich und glitt dann auf einen starken Ast zu, wo er sich niederließ. Er schüttelte sein Gefieder, hüpfte noch ein paar Mal und drehte seinen Kopf fast um hundertachtzig Grad. So etwas konnten Eulen gut.

Tatsächlich, es war eine Eule, die Jane Collins anstarrte. Und sie hatte blutrote Augen!

Unwillkürlich trat die Detektivin zwei Schritte zurück. Die Eule saß völlig bewegungslos auf dem Ast und schaute in das Zimmer. Sie schien Jane bewachen zu wollen. Unverwandt starrte sie die

Detektivin an.

Jane Collins trat vom Fenster weg. Sie konnte den Blick der Blutaugen nicht ertragen. Schwer atmend ließ sie sich auf dem Sofa nieder, blieb sitzen und hing ihren Gedanken nach.

Und dann wurde die Ruhe des Hauses plötzlich gestört. Schritte klangen auf. Tapp – tapp – tapp…

Sie kamen eine Treppe hoch. Es hörte sich unheimlich an. Immer lauter wurden die Schritte, näherten sich der Tür und verklangen.

Jane war aufgesprungen. Sie lief zu einem Stuhl, packte ihn an der Lehne und war bereit, jedem Eindringling das Möbelstück über den Kopf zu schmettern. Aber noch blieb es still.

Dann eine Stimme. Hechelnd, kichernd. »Sie ist hier drin – nicht wahr?«

Eine zweite Stimme antwortete. »Ja…«

»Warum gehen wir nicht hinein?«

»Es ist abgeschlossen.«

»Als ob uns das daran hindern könnte…« Wieder das Hecheln.

Wie hypnotisiert starrte die Detektivin auf die Tür. Sie wartete darauf, dass ein Riegel zurückschnappte und die Tür aufflog.

Das geschah nicht. Dafür etwas anderes. Eine grüne, gallertartige Flüssigkeit kroch unter der Türritze hervor und breitete sich blitzschnell im Zimmer aus…

***

Ich wollte diesen Frank Scott gar nicht erst vorwarnen und rief ihn deshalb auch nicht an. In der Bedford Street selbst fand ich keinen Parkplatz, dafür auf einem in der Nähe liegenden Schulhof, der nachmittags als Abstellfläche für Wagen benutzt werden durfte.

Ich musste ungefähr zweihundert Yards zu Fuß gehen. Machte nichts. Tat auch mal gut.

Das Post Office war ein grauer Betonbau mit vergitterten Scheiben im Parterre. Daneben und etwas nach hinten versetzt stand das Haus, in dem Frank Scott lebte. Es war renoviert worden. Altbau-Modernisierung nennt man so etwas.

Irgendein Künstler hatte die Frontseite gelb angestrichen und die Fensterrahmen in einem knalligen Grün. Zur Haustür führte eine Treppe hoch, die wiederum von einem Eisengeländer eingerahmt wurde.

Auf den Stufen prügelten sich zwei Kinder, während ihre Mütter sich gegenseitig ausschimpften. Ich hatte mal einen Slogan gelesen. Farbige Hausfassaden machen Menschen fröhlicher, hieß es in der Werbebroschüre. Hier schien das nicht so zu sein. Gemeinsam rollten die beiden Jungen dann die Stufen hinunter und blieben dicht vor meinen Fußspitzen liegen. Sie prügelten sich weiter.

Ich stieg über die Kämpfer hinweg und drängte mich zwischen die beiden Frauen.

»Sorry«, sagte ich und setzte mein Sonntagslächeln auf. »Wissen Sie zufällig, ob Mr. Scott zu Hause ist?«

Sie antworteten synchron. Ihren Worten entnahm ich, dass Frank Scott unter dem Dach wohnte. Ich bedankte mich und betrat durch die offenstehende Haustür den breiten Flur.

Eine Holztreppe führte nach oben. Gemächlich schritt ich die Stufen hoch. Nach der vierten Etage wurde die Treppe schmaler, und schließlich stand ich vor Frank Scotts Tür. Das messingfarbene Namensschild fand ich auf dem Holz. Scott hatte sogar seinen Beruf darauf angegeben: Journalist.

Ich fand eine Klingel und betätigte als höflicher Mensch den Drücker. Der Gong war melodisch und ziemlich laut. Scott musste direkt hinter der Tür gelauert haben, denn er öffnete sofort.

Unter schwarzem Haar sah mich fragend ein blasses, etwas spitz wirkendes Gesicht an. Frank Scott war mittelgroß, ziemlich dünn, trug eine Cordhose, ein kariertes Hemd und eine weit fallende Strickjacke.

»Sie wünschen?«

Ich stellte mich erst einmal vor. Scotts Augen wurden groß. »Polizei?«

»Scotland Yard«, präzisierte ich. »Kann ich Sie einen Moment sprechen, Mr. Scott?«

»Worum handelt es sich denn?«

»Das möchte ich gern in Ihrer Wohnung mit Ihnen bereden.«

»Tja, also…« Zögernd nur gab Frank Scott die Tür frei. »Wenn Sie meinen…«

Ich betrat die Wohnung und glaubte, in der Behausung eines verrückten Malers gelandet zu sein. Der Flur war schmal. Rechts zweigten zwei Türen ab. Die Wand an der linken Seite war durch Vorhänge verdeckt. Die Stoffe zeigten wirre, grellbunte Motive.

Geradeaus stand die Tür offen. Dahinter lag der Wohnraum. Er war ziemlich groß. Hier hatte der Künstler die Wände direkt bemalt. Fratzen, Ungeheuer, ein Bild von Gevatter Sensenmann, und alles in grellen Farben. Wie man sich hier wohl fühlen konnte, war für mich ein Rätsel.

Sitzgelegenheiten gab es genug. Sie lagen auf dem Boden verstreut herum. Würfelförmige Gebilde aus Schaumstoff. Auch hier waren sämtliche Farben des Spektrums vertreten. Ich nahm auf einem roten Würfel Platz. Frank Scott setzte sich mir gegenüber.

Schon beim Eintritt war mir ein sehr bekannter Duft aufgefallen. Deshalb fragte ich auch ziemlich direkt. »Rauchen Sie immer Hasch?«

Frank Scott verzog die Mundwinkel. »Wollen Sie mir daraus einen Strick drehen?«

»Nein. Es ist Ihre Gesundheit, die Sie sich ruinieren. Ich bin aus einem anderen Grund hier.«

»Und der wäre?«

»Ich möchte, dass Sie mir etwas über Professor Zarcadi erzählen. Sie haben ihn doch interviewt.«

»Das stimmt.«

»Und ich möchte gern mehr über ihn wissen. Was ist er für ein Mensch? Ich habe gehört, er lebt in einem Landhaus? Womit finanziert er seinen Lebensunterhalt? Nur durch das Geigenspiel?«

Frank Scott senkte den Blick. »Haben Sie meinen Artikel nicht gelesen?«

Ich log. »Doch, aber ich brauche noch mehr Informationen über den Professor.«

»Und wofür?«

»Darüber darf ich mit Ihnen leider nicht sprechen, Mr. Scott. Allerdings hätte ich auch gern ein Bild von ihm.«

»Zarcadi möchte aber in Ruhe gelassen werden«, sagte Frank Scott. »Er hat genug hinter sich.«

»Was, zum Beispiel?«

»Man hat ihn in seiner Heimat verfolgt. Er hat gedacht, in England hätte er Ruhe und Sicherheit. Wenn ich Ihnen jetzt Informationen gebe, komme ich mir vor wie ein Verräter!«

»Wenn Sie mit Informationen zurückhalten, machen Sie sich strafbar«, hielt ich ihm entgegen. »Sie haben die Pflicht, der Polizei bei ihren Ermittlungen zu helfen.«

»Dabei weiß ich nicht einmal, worum es geht.«

»Um einen Mordfall, Mr. Scott. Mehr darf ich Ihnen wirklich nicht sagen.«

Er lächelte. Es erschien mir irgendwie hintergründig. »Nun ja…«, meinte er.

Dieser Frank Scott war ein komischer Typ. Ich wurde aus ihm einfach nicht schlau. Aber sein ehemaliger Kollege hatte mir ja berichtet, zu welchen Reaktionen Scott neigte. Zarcadi musste ihn ungeheuer beeindruckt haben.

»Wann gibt der Meister denn sein nächstes Konzert?«

Scott legte den Kopf in den Nacken und peilte die Hängelampe mit den trüben Schalen an der Decke an. »Heute Abend«, erwiderte er überraschend schnell. »Allerdings nur für geladene Gäste.«

»Und sind Sie geladen?«

Scott senkte den Kopf und blickte mich an. »Ja, Mr. Sinclair. Ich gehöre zu den Auserwählten.«

»Wie fein für Sie. Dann zeigen Sie mir mal eine Aufnahme von Ihrem großen Guru.«

»Sie sollten nicht so respektlos von ihm reden, Mr. Sinclair. Er hört so

etwas nicht gerne.«

»Entschuldigung.« Ich erhob mich.

Auch Frank Scott stand auf. Er ging auf eine kleine Tür zu, die ebenfalls bemalt war. Deshalb war sie mir auch in der Wand nicht aufgefallen.

Hinter der Tür lag eine Dunkelkammer. An der Wand hingen zwei Lampen. Sie verbreiteten mattes Rotlicht. Die Dunkelkammer war ziemlich klein. Der Labortisch aus rotem Kunststoff nahm eine Wandhälfte ein.

Ich entdeckte einen Trockner, Schalen, in denen sich mehrere Lösungen befanden, und einen Kran in der Wand, von dem ein Schlauch zu einem Gefäß führte. Sogar ein Telefon stand auf einem kleinen Wandbrett.

In den Labortisch waren Fächer eingebaut. Frank Scott bückte sich und holte einen Stapel Fotos hervor. Noch in der Dunkelkammer sah er sie durch.

Ich blickte ihm über die Schulter. Der Journalist hatte bekannte Personen des öffentlichen Lebens aufgenommen. Ich sah die Konterfeis von Schauspielern, Ministern, und auch einen prominenten Gangsterboss aus Soho entdeckte ich.

Zarcadis Foto lag als zweitletztes. »Hier«, sagte Frank Scott und reichte mir das Bild.

Ich nahm es entgegen, beugte mich über den Labortisch und hielt die Aufnahme gegen die Lampe, um sie besser betrachten zu können.

Scott ging einen Schritt zur Seite. Ich achtete nicht weiter auf ihn, und das war mein Fehler.

Auf Scotts Lippen lag ein teuflisches Grinsen, als er unter den Labortisch griff und einen schweren Schraubenschlüssel umfasste. Geräuschlos zog er die Hand wieder hervor, hob den Arm und drosch im nächsten Moment blitzschnell zu…

***

Jane Collins musste zurückweichen, wollte sie verhindern, dass die grüne schleimige Flüssigkeit über ihre Füße rann und dann an den Beinen hochstieg. Es war widerlich anzusehen, wie dieser Schlamm sich ausbreitete und von dem Zimmer Besitz ergriff.

Jane blieb nichts anderes übrig, als auf das Sofa zu springen. Hier war sie vorerst in Sicherheit.

Sie hatte vorhin Stimmen gehört. Aber wer hatte dort vor der Tür gesprochen? Wo waren die Personen, die…?

Janes Gedanken wurden unterbrochen. Der Schleim, der bisher den Boden bedeckt hatte, geriet in Bewegung. Er zog sich zusammen, und Jane wurde dabei an einen Wasserstrudel erinnert.

Immer schneller begann es zu fließen. Der grüne Schleim stieg in die

Höhe, wurde zu einer Windhose, rotierte und wirbelte um die eigene Achse.

Atemlos sah Jane Collins dem Schauspiel zu. Zwei grün schillernde Windhosen umtanzten den Tisch, wirbelten hin und her und kamen plötzlich zur Ruhe.

Jane fielen fast die Augen aus dem Kopf. Vor ihr standen zwei Monster. Grünhäutige, gallertartige Geschöpfe mit langgezogenen Gesichtern, deren Aussehen sich von Sekunde zu Sekunde änderte.

Die Masse war nicht fest, sie waberte, war ständig in Bewegung, floss, stieg, veränderte ihre Farbe, wurde mal heller, dann wieder dunkler, und doch blieben die Umrisse dieser beiden menschengroßen Monster.

Jane sprang wieder auf den Boden. Sie fühlte, wie ein Angstschauer nach dem anderen über ihren Rücken rann. Keinen Blick konnte sie von den Gesichtern der Monster wenden.

Sie waren ebenso schleimig wie der übrige Körper. Eingedrückte Stellen kennzeichneten die Augen. Nase und Mund verliefen ständig, bildeten immer neue Formen. Von den herabhängenden Armen tropfte es zu Boden. Die Tropfen blieben jedoch nicht liegen, sondern vereinigten sich sofort wieder mit der Masse des Körpers.

Und die Monster konnten sprechen.

»Wir haben sie erschreckt, die Kleine, nicht wahr?«

»Ja, sehr.«

Jane Collins hielt den Atem an. Diese Stimmen. Es waren die gleichen, die sie auch draußen vor der Tür vernommen hatte.

»Sollen wir ihr mal beweisen, was wir alles können?«

Das von Jane aus gesehen rechte Monster ging vor. Es streckte den Arm aus und griff nach einer Blumenvase. In Sekundenschnelle umfasste der Schleim die Vase, integrierte das Stück in seinen Körper, löste es auf wie Säure.

Die Vase blieb verschwunden.

Der Detektivin wurde klar, mit welch schrecklichen Horrorwesen sie es hier zu tun hatte. Wer sie berührte, der war rettungslos verloren, den saugten sie kurzerhand auf, ließen ihn eins werden mit ihren gallertartigen Körpern.

Die Monster sahen das Entsetzen auf Jane Collins’ Gesicht. Sie hatten ihren Spaß. »Möchtest du auch mal von uns umfasst werden?« höhnten sie und schoben sich näher.

»Nein!« schrie Jane. »Bleibt weg! Los, verschwindet…!«

Die Monster lachten. Sie nahmen Jane Collins in die Zange. Schon streckten sie ihre gierigen Arme aus. Sie erinnerten Jane an lange Tentakel, nur die Saugnäpfe fehlten an den Enden.

Verzweifelt versuchte die Detektivin, diesen gefräßigen Bestien zu entgehen. Sie fasste einen Stuhl und schleuderte ihn auf das ihr am

nächsten stehende Monster zu. Es klatschte, als der Stuhl auf die wabernde Masse traf.

Das Monster änderte seine Gestalt, wurde rund und umspannte den Stuhl wie ein Kokon die Raupe. Danach lösten sich die Teile des Möbelstücks auf. Für einen Augenblick noch sah es Jane im Körper des Monsters braun schimmern, dann war auch dies vorbei.

Die Detektivin hatte schon viel in ihrem abwechslungsreichen Leben erlebt. Aber das hier ging einfach über ihren Verstand. Die Monster wirkten wie aus Hollywoods Gruselküche geschaffen. Sie gehörten ins Reich der Fabel, der Märchen und Sagen, aber nicht in die reale Welt, wo sie Angst und Schrecken verbreiteten.

Aber hatte nicht dieser Geigenspieler von einem Horror-Garten gesprochen? War der Mann, der Vögel seinen eigenen Willen aufzwingen konnte, nicht auch in der Lage, die Natur zu verändern? Konnte er die Urängste der Menschen wecken und Alpträume schaffen? War er sogar der Teufel selbst?

Allein bei diesem Gedanken stöhnte die Detektivin auf. Die Angst flutete in ihr hoch wie eine Welle. Sie wusste, wenn die beiden schleimigen Monster sie erreichten und sie umfassten, dann war es aus. Dann würde sie ebenso aufgelöst werden wie die toten Gegenstände.

Fieberhaft sah sie sich um. Ihre Blicke hetzten förmlich durch den Raum. Ein Ausweg! Himmel noch mal, wo gab es einen Ausweg?

Es gab ihn nicht. Jane Collins war diesen grünen Schreckenswesen hoffnungslos ausgeliefert.

Sie presste sich mit dem Rücken gegen die Wand. Rechts von ihr befand sich das Fenster mit dem Panzerglas. Sie sah durch die Scheibe. Noch immer hockte die Eule mit den blutroten Augen auf dem Ast des Baumes und starrte in das Zimmer.

Die Luft im Raum war noch schlechter geworden. Die Monster verbreiteten einen perfiden Geruch. Nach verwelktem Laub, nach Erde, nach Verwesung und Tod…

»Sie ist schön«, wurde Jane angesprochen.

»Ich freue mich schon auf sie«, sagte das andere.

»Wir werden sie uns teilen.« Kichern folgte.

Janes Herzschlag hatte sich vervielfacht. Ungeheuer stark war die Angst geworden.

Der Tod in Form einer schleimigen, tropfenden, unförmigen Hand griff nach ihr. Der Arm des Monsters pendelte dicht vor ihrem Gesicht. Jetzt, jetzt musste er zugreifen!

Jane Collins schrie auf…

***

Nennen Sie es Instinkt, nennen Sie es Reaktion oder einfach nur

Glück. Ich weiß es selbst nicht.

Aus den Augenwinkeln sah ich den Schlag heruntersausen. Er war mit ungeheurer Wucht geführt und hätte sicherlich meinen Schädel zertrümmert. Im buchstäblich letzten Moment schnellte ich nach links.

Noch im Sprung streifte mich der schwere Schraubenschlüssel. Ich hatte das Gefühl, mein rechtes Ohr würde abgerissen, dann dröhnte der Schlüssel auf meine Schulterkante, aber das merkte ich schon gar nicht, denn der erste Schmerz war zu grausam, zu stechend.

Ich fiel zu Boden. Schwer, ungelenk. Hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Vor meinen Augen tanzten dicke Schleier, mein Schädel schien explodieren zu wollen.

Es war grausam. Ein Kind hätte mir jetzt den Rest geben können. Über mir hörte ich Frank Scott sprechen. »Hin«, murmelte er, »der ist hin…«

Er legte den Schraubenschlüssel weg und rieb sich die Hände. Wie tot lag ich auf dem Boden, hielt die Augen halb geschlossen, kämpfte gegen die Schmerzen an und beobachtete dennoch Frank Scott, der mir jetzt den Rücken zuwandte und an das kleine Regal mit dem Telefon ging.

Er hob den Hörer ab und wählte eine Nummer. Wenn ich mich konzentriere, höre ich am Zurücklaufen der Wählscheibe, welche Telefonnummer der Teilnehmer wählt. Wie gesagt, das geht aber nur, wenn ich mich konzentriere und nicht halb tot bin.

So bekam ich nur das Gespräch mit. Doch es war aufschlussreich genug. Frank Scott nahm an, er hätte mich bewusstlos geschlagen. Deshalb redete er frei und ungehemmt.

»Sinclair war bei mir«, meldete er. Er hörte zu und lachte dann. »Nein, er ist nicht tot. Ich habe ihn bewusstlos geschlagen. Soll ich ihn töten?«

Pause.

Ich war gespannt auf die Antwort. Er würde Schwierigkeiten haben, mich umzubringen, denn es ging mir bereits etwas besser als noch vor wenigen Minuten.

»Also, dann bringe ich ihn nicht um«, sagte Frank Scott. Seine Stimme klang direkt traurig. »Aber was soll ich dann tun?«

Er hörte wieder zu.

»Gut«, erwiderte er nach einer Weile. »Ich bringe diesen Sinclair zu Ihnen, Professor. Wunderbar. Ja, heute Abend. Fesseln werde ich ihn auch nicht. Ich glaube kaum, dass es Schwierigkeiten gibt. So gefährlich ist der gar nicht.«

Ich hörte nicht mehr hin, sondern konzentrierte mich auf einen Überraschungsangriff. Dieser Typ würde sich wundern.

Behutsam tastete ich nach meinem rechten Ohr. Ich fühlte Blut, aber es war noch alles dran. Auch der rechte Arm ließ sich bewegen. Zwar

schmerzte die Schulter noch, und das war für mich ein Handikap, aber ich war sicher, dass ich einen Kampf überstehen würde.

»Bis heute Abend dann«, sagte Scott und legte den Hörer auf.

Ich hatte meine Beine schon angezogen. In der Dunkelkammer war es nicht nur eng, sondern die Beleuchtung taugte auch nicht gerade viel. Die Überraschung musste also gelingen.

Frank Scott drehte sich um. Da schnellten meine Beine vor.

Scott musste den Tritt voll nehmen. Die Sohlen bohrten sich in seine Magengrube. Er wurde zurückgeschleudert und krachte gegen die Wand. Ein erstickter Schrei drang über seine Lippen.

Ich kam auf die Beine. Mühsam, viel zu langsam, hatte mir offenbar etwas zuviel zugemutet.

Scott war schneller wieder fit. Und er handelte sogar noch überlegt. Wieder umklammerte seine rechte Hand den verdammten Schraubenschlüssel. Er warf sich vor und schlug noch im Sprung.

Ich riss die linke Hand hoch. Die Kante kollidierte mit Scotts Gelenk. Der Schraubenschlüssel wurde ihm aus den Fingern gewirbelt und klirrte zu Boden. Sofort setzte ich nach. Meine linke Faust traf sein deckungsloses Gesicht.

Der Schlag schüttelte ihn durch. Frank Scott stöhnte dumpf und brach in die Knie. Mit den Händen versuchte er, meine Beine zu umklammern. Trotz dieses Treffers war er nicht geschlagen, versuchte sich gegen mich aufzulehnen.

Ich trat die Hände zur Seite. Noch immer spürte ich die Schmerzen, wollte ihn in einem ersten wilden Impuls mit einem Tritt ins Reich der Träume schicken, doch ich beherrschte mich im letzten Augenblick. Wenn ich so reagierte, stellte ich mich letzten Endes mit denen auf eine Stufe, die ich bekämpfte.

Dafür bückte ich mich, packte sein rechtes Handgelenk und riss ihn herum.

Das Weitere ging blitzschnell. Handschellen hingen immer hinten an meinem Gürtel. Mit einer routinierten, hundertmal geübten Bewegung klickte ich die stählerne Acht um seine Gelenke.

Frank Scott war überwältigt.

Sekundenlang lehnte ich mich gegen die Wand. Der Kampf hatte mich doch ziemlich mitgenommen. Mein rechter Arm hing immer noch am Körper, als würde er mir gar nicht gehören.

Frank Scott begann zu toben. Er schrie, brüllte und schleuderte mir Flüche entgegen. Ich ließ ihn.

Scott hörte von allein auf. Er hockte jetzt auf dem Boden, hatte den Kopf zwischen die Schultern gezogen und peilte mich schräg von unten an.

»Stehen Sie auf!« befahl ich. »Los, machen Sie schon!«

Er quälte sich auf die Beine. Seine Arme waren auf dem Rücken

gefesselt. Ich fasste ihn an der Schulter und drückte ihn durch die schmale Dunkelkammertür hinein in den Wohnraum. Das Bild des Professors nahm ich mit.

Ich blickte das Foto an. Es zeigte das Gesicht eines etwa fünfzigjährigen Mannes. Die rechte Gesichtshälfte lag im Schatten, die linke stach klar und deutlich hervor.

Zarcadi musste ziemlich knochig sein. Die gebogene Nase sprang hervor wie ein Erker, die schmalen Lippen waren fest aufeinandergepresst und erinnerten an die Schneide eines Messers. Das Kinn lief unten spitz zusammen und zeigte in der Mitte eine scharfe Kerbe. Von den Augen konnte ich nicht viel erkennen.

Auch das auf der helleren Gesichtshälfte war überschattet. Soviel ich sehen konnte, trug der Professor die Haare glatt nach hinten gekämmt. Der Halsansatz war faltig, wirkte wie eingekerbt.

Ich verstaute das Bild in meiner Innentasche.

Frank Scott sah mich an, als wollte er mich jeden Moment auffressen. Ich hatte seinen schönen Plan durchkreuzt. Pech für ihn.

Ich griff nach den Zigaretten. »Auch eine?« fragte ich. Er schüttelte den Kopf.

Ich hob die Schultern und gönnte mir selbst ein Stäbchen. Dann begann ich zu sprechen. »Was Sie eben gegen mich unternommen haben, war ein reiner Mordversuch. Ich hoffe, das wissen Sie. Und wissen Sie auch, was auf Mordversuch steht?«

Scotts Gesicht verzerrte sich. Ich sah den Hass in seinen Augen flimmern. »Ich würde es immer wieder tun!« schrie er. »Immer wieder!«

»Die Chance ist vorbei«, entgegnete ich kalt. »Ich an Ihrer Stelle würde mir aber überlegen, ob Sie mir nicht vielleicht helfen. Ich könnte dann so einiges vergessen.«

Er riss den Mund auf und kicherte fast lautlos. »Vergessen? Was wollen Sie denn vergessen? Ein Toter braucht nichts mehr zu vergessen. Und Sie sind schon tot.«

»Sie wollten mich zu Ihrem Professor schleppen«, sagte ich. Er schwieg.

»Den Gefallen kann ich Ihnen gerne tun«, redete ich weiter. »Wir fahren zusammen. Nur gelten dabei meine Spielregeln.«

Scott blickte mich an wie einen Geisteskranken.

»Wir fahren mit meinem Wagen«, fuhr ich fort. »Sie zeigen mir den Weg, und alles andere wird sich ergeben. Ich bin sicher, dass wir bei Ihrem Professor einige interessante Leute finden. Zum Beispiel Jane Collins.«

Ich erwähnte bewusst den Namen der Detektivin, doch Frank Scott reagierte nicht. Er fragte nicht einmal, wer diese Jane Collins war. Wahrscheinlich hatte er wirklich noch nichts von ihr gehört.

Wenn wir am Abend das Ziel erreicht haben wollten, dann mussten wir jetzt losfahren. Aber ohne Begleitung wollte ich auch nicht weg.

Bevor ich mich mit Frank Scott auf den Weg machte, musste ich noch Suko Bescheid sagen. Er sollte mir das geben, was man Rückendeckung nennt…

***

Mit einem Krach flog die Tür auf, prallte bis zur Wand, tickte wieder zurück und wurde von einem Fuß gestoppt.

»Halt!« Der Befehl gellte durch den Raum.

Der schleimige Arm über Jane Collins erstarrte, wurde zurückgezogen, und dann drehten sich die beiden Monster um.

Mit wütenden Schritten trat der Eindringling näher. Die Monster wichen zur Seite. Jane sah deutlich, dass sie Angst hatten. Sie kannten den Mann, der ins Zimmer gestürmt war. Es war der geheimnisvolle Geigenspieler, der ihr und Mark Ranger im Park aufgelauert hatte.

Die Detektivin spürte, wie ihre Knie weich wurden. Aber nicht vor Angst, sondern vor Erleichterung. Sie hatte wirklich mit ihrem Leben abgeschlossen.

Die beiden schleimigen Monster duckten sich zusammen. Dabei nahmen sie von einer Sekunde zur anderen verschiedene Gestalten an. Wirkten einmal wie eine Kugel, dann wieder langgezogen oder bildeten die Form einer Ellipse.

Der Geiger scheuchte die Monster aus dem Zimmer. Mit einem entschuldigendem Lächeln wandte er sich Jane Collins zu. »Es tut mir leid, dass meine Freunde Ihnen einen Schrecken eingejagt haben«, sagte er, »aber man darf sie eben nicht aus der Kontrolle lassen.«

Jane glaubte dem Mann kein einziges Wort. Er schien sehr wohl gewusst zu haben, was seine beiden Lieblinge taten. Wahrscheinlich wollte er Jane nur schocken.

Die Privatdetektivin riss sich zusammen. Sie wollte ihre Angst nicht zeigen, sondern fragte: »Wer sind Sie?«

Der Mann verdrehte die Augen. »Entschuldigen Sie vielmals, dass ich mich noch nicht vorgestellt habe. Eine Panne, die unter zivilisierten Menschen nicht passieren darf. Mein Name ist Zarcadi. Professor Zarcadi. Musikliebhabern bin ich ein Begriff. Mein Geigenspiel ist in internationalen Kreisen anerkannt. Es gibt Leute, die bezeichnen mich bereits als zweiten Paganini, falls Ihnen der Name etwas sagt, Miss Collins.«

»Ja. Der Teufelsgeiger. Angeblich soll er sogar mit dem Satan im Bunde gestanden haben.«

Zarcadi begann zu lachen. »Nicht nur angeblich. Er hat seine Seele dem Satan verschrieben.«

»Wie Sie, nehme ich an.«

Zarcadi lächelte. Er hielt den Kopf etwas gesenkt und blickte Jane lauernd an.

Der Professor trug dunkle Kleidung. Eine schwarze, dreiviertellange Jacke, eine enge Hose in der gleichen Farbe und dunkle Schuhe. Die Jacke hatte einen Stehkragen, der bis zum Hals geschlossen war. Sein Haar war ebenfalls dunkel und glatt nach hinten gekämmt. Die hochstehenden Wangenknochen ließen den slawischen Typ erkennen, das Kinn war spitz, die Nase schmal und gebogen.

Besonders die Hände interessierten Jane. Sie waren sehr schmal, jedoch mit langen, kräftigen Fingern versehen, auf deren Oberseiten dunkle Härchen wuchsen.

»Zufrieden mit der Musterung?« erkundigte sich der Professor.

»Nein.«

»Was fehlt Ihnen?«

»Ich überlege, wie ich es Ihnen begreiflich machen kann, dass auf Menschenraub eine sehr hohe Strafe steht, und dass sich Kidnapping nicht lohnt.«

Zarcadi lachte. Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Kommen Sie mir doch nicht damit, Miss Collins. Ich habe vor Ihren Gesetzen keine Angst. Ich brauche davor keine Angst zu haben, sagen wir es mal so. Und ob ich Sie entführe oder hundert andere, das spielt für mich keine Rolle. Wissen Sie, irgendwann verliert sich die Größenordnung, dann zählt nur noch der Erfolg.«

»Und wie soll der bei Ihnen aussehen?« fragte Jane.

»Der Erfolg heißt John Sinclair. Das liegt doch auf der Hand. Sie sind für uns nicht wichtig. Nur als Lockmittel. Sie können uns keine Schwierigkeiten bereiten. Aber Ihr Freund, der kann es, und er hat es schon oft genug bewiesen. Wir wissen auch, was er von Ihnen hält, Miss Collins. Wenn wir Sie entführen, dann haben wir ihn an seiner schwächsten Stelle getroffen. Er wird alles tun, um Sie wieder herauszupauken.«

»Wenn Sie sich da mal nicht täuschen.«

»Nein, Miss Collins. Ihre Entführung ist ja nur ein winziges Rädchen im dämonischen Getriebe. Tatsächlich geht es um ganz andere Dimensionen. Sie hätten Orlington, den nächsten Ort, sehen sollen, dann wäre Ihnen einiges klargeworden.«

»Orlington? Wo liegt das?«

Zarcadi lächelte. »Ich will es Ihnen sagen. Es spielt doch keine Rolle mehr. Bald werden Sie eine von uns sein und als Blüte in meinem Garten stehen. Orlington liegt in der Grafschaft Suffolk, in den östlichen Ausläufern der East Anglian Heights, also ziemlich weit von London entfernt. Wir sind hier ganz unter uns. Ich habe hier zu bestimmen.« Zarcadi strich sich über die Stirn. »Und schminken Sie sich den Gedanken an die Polizei ab, Miss Collins. Es gibt hier keine

Polizei. Und wenn, dann hält sie zu mir. Sie sehen also, Sie sind unter Freunden.«

»Die ich mir verdammt nicht ausgesucht habe.«

»Tja, manchmal geht das Schicksal eben seltsame Wege.« Die Stimme des Geigers troff vor Zynismus.

»Und Sie sind der Meinung, dass John Sinclair freiwillig in die Höhle des Löwen spaziert?«

Zarcadi hob die Schultern. »Es bleibt ihm gar nichts anderes übrig. Sinclair ist intelligent, er wird bald herausfinden, wohin die Spuren führen. Er läuft uns also freiwillig ins Netz. Und hier ist alles vorbereitet.«

Jane atmete tief ein. Dieser Mensch vor ihr sprach mit solch einer Sicherheit, dass es ihr schauderte. Er wusste genau, was er wollte, und er hatte John Sinclair richtig eingeschätzt. Der Geisterjäger würde keine Minute ruhen, bis er ihr – Janes – Versteck herausgefunden hatte. Und dann lief er in die Falle.

Aber Jane gab nicht auf, auch wenn sie sich erst einmal in das unvermeidbare Schicksal fügte. Sie würde auf alle Fälle versuchen, die Flucht zu ergreifen, um John zu warnen. Sie wollte keine Blume in Zarcadis Horror-Garten werden.

»Was haben Sie mit mir vor?« fragte sie.

»Sie werden erst einmal mein Gast sein, Miss Collins. Ich zeige Ihnen meinen Garten, mein Haus, und sollten Sie an Flucht denken, so schlagen Sie sich den Gedanken gleich aus dem Kopf. Es gibt für Sie keine Chance, von hier zu fliehen. Merken Sie sich das. Ich habe die besten Wächter, die es gibt.«

»Die beiden schleimigen Monster und die Eulen mit den blutigen Augen?«

Zarcadi lächelte wissend. »Nicht nur die. Aber folgen Sie mir, wir wollen uns die Zeit ein wenig vertreiben.«

Jane Collins ließ sich von der äußeren Fassade nicht täuschen. Die glatte Höflichkeit war nur gespielt. Dieser Mann würde keine Skrupel haben, sie zu töten. Dabei stellte sich die Frage, ob sie überhaupt einen Menschen vor sich hatte. Oder war er vielleicht ein Dämon?

»Eine Frage hätte ich noch«, sagte die Detektivin.

»Bitte sehr.«

»Warum haben Sie John Sinclair nicht direkt entführt? Warum sind Sie diesen Umweg über mich gegangen?«

»Da muss ich Ihnen eine Niederlage eingestehen, Miss Collins. Wir haben versucht, den Geisterjäger zu kidnappen. Leider ist es uns misslungen. Ich selbst habe in der Tiefgarage auf ihn gelauert. Ich habe ihm auch meine Bluteule geschickt. Es hat nichts genutzt. Es ist zweimal schiefgegangen. Einmal war der Zufall gegen mich. Ein Hausbewohner ist aufgetaucht und hat ihn, ohne es zu wissen,

gerettet. Aber das wird sich alles ändern.«

Professor Zarcadi war schon vorangegangen. An der Tür blieb er stehen. »Bitte, Miss Collins, kommen Sie. Der Rundgang wird für Sie sicherlich sehr interessant sein.«

***

Ich lieferte Frank Scott vorübergehend im Untersuchungsgefängnis des Yards ab. Er hatte sich auf der Fahrt ruhig benommen. Nur hin und wieder lachte er auf oder murmelte Worte, die ich nicht verstand. Komplimente waren es bestimmt nicht.

Inzwischen hatten sich unsere Spezialisten auch mit Jane Collins' Wagen beschäftigt. Der Käfer war auf den Kopf gestellt worden. Ohne Ergebnis. Man hatte keine Spuren gefunden, keine Fingerprints, die vielleicht einen Hinweis ergeben hätten – nichts.

Die Untersuchungsergebnisse lagen auf meinem Schreibtisch. Ich nahm die Akte mit zu meinem Chef, Superintendent Powell. Er sah meinem Gesicht an, dass ich eine neue Spur gefunden hatte, und sagte nur: »Erzählen Sie.«

Ich berichtete ihm von Frank Scott und was er mir über den Teufelsgeiger erzählt hatte. Powell zeigte sich besorgt. »Wollen Sie wirklich allein dieses Landhaus aufsuchen?«

»Nein, nicht allein. Suko wird mir Rückendeckung geben.«

Powell winkte ab. »Ich denke da eher an eine große Polizeiaktion.«

»Ein großes Polizeiaufgebot wäre viel zu auffällig. Wir würden nichts finden, Sir.«

Powell schlug mit der Hand auf den Schreibtisch, dass sein Glas mit Mineralwasser tanzte. »Aber darauf warten diese Halunken doch nur, dass Sie allein erscheinen.«

»Sicher«, gab ich zu. »Aber ich weiß auch, was mich erwartet. Und das ist das Gute. Eine erkannte Gefahr ist nur eine halbe Gefahr, so sagt man doch – oder?«

Powell wiegte den Kopf. »Mir gefällt das alles nicht. Ich weiß nicht so recht. Dieser Geiger ist verdammt mächtig. Der wird Ihnen zu schaffen machen, John.«

Ich lächelte. »Sie sollten nicht so pessimistisch sein, Sir. Ich werde Sie auf jeden Fall telefonisch auf dem laufenden halten, abgemacht?«

»Meinen Segen haben Sie.« Powell reichte mir die Hand. »Und viel Glück, mein Junge. Ich glaube, diesmal geht es wirklich um alles.«

Selten hatte ich meinen Chef so besorgt gesehen. Mir rann regelrecht eine Gänsehaut über den Rücken. Ich bin wahrhaftig nicht auf den Mund gefallen, doch diesmal brachte ich nur ein paar gestammelte Abschiedsworte hervor.

In meinem Büro wartete schon Suko. Ich hatte ihn angerufen, und er ließ sich von Glenda Perkins mit Tee versorgen. Glenda hatte ihr

Unbehagen gegenüber Suko noch nicht überwunden. Immer wieder betrachtete sie ihn mit scheuen Seitenblicken. Ich muss zugeben, wer Suko nicht kannte, der hielt ihn für einen Kinderschreck. Suko konnte Bäume ausreißen, und nicht selten bekämpfte er Dämonen mit bloßen Fäusten. Dann flogen die Fetzen, und es blieb kein Auge trocken.

Gerade in dem neuen Fall wollte ich auf Sukos Hilfe keinesfalls verzichten. Suko sollte mir praktisch als zweiter Mann folgen. Und zwar auf seiner Harley Davidson. Da Suko etwas gegen Autos hatte und doch beweglich sein musste, hatte er diese Maschine erhalten. In diesem Fall wollte er sie zum ersten Mal einsetzen.

Suko trug schon seine Motorradkluft. Schwarzgrünes dickes Lederzeug. Dazu Stiefel und einen Helm mit eingefasstem Visier. Den Helm hatte er allerdings auf den Knien liegen, als ich das Zimmer betrat.

»Da sind Sie ja«, sagte Glenda.

»Wieso? Hat mein Freund Sie gelangweilt?« Ich grinste.

Glenda zog die Luft durch die Nase ein und rauschte an mir vorbei.

»Die mag mich nicht«, meinte Suko.

Ich deutete auf die Tasse. »Dann darfst du auch nicht von ihrem Tee trinken.«

»Das ist was anderes. Den hat sie mir ja nur gebracht, damit ich zufrieden bin.« Suko nahm einen Schluck. »Ist aber prima.«

»Sag ich doch.« Ich setzte mich und gönnte mir eine Zigarette. Mein Blick schweifte durch das Fenster. Am Himmel segelten graue Wolken. Sie lagen in mehreren Schichten übereinander und hingen ziemlich tief. Es sah nach Regen aus. Schnee würde es nicht geben, dazu war es zu warm.

Suko hatte schon eine Karte auf meinem Schreibtisch ausgebreitet und den Weg eingezeichnet. Die Kugelschreiberlinie verlief von London aus gesehen in Richtung Nordosten. »Dieses komische Landhaus konnte ich nicht finden. Ich meine den Ort, der in der Nähe liegt.«

Ich blickte Suko an. »Orlington heißt der?«

»Ja.«

»Macht nichts«, sagte ich. »Scott werden wir ja mitnehmen. Und der war nicht zum erstenmal da.«

»Und was soll ich tun?«

Ich tippte Suko gegen die breite Brust. »Du kannst Pfadfinder spielen. Wie ich dein Gespür kenne, findest du das Landhaus mit hundertprozentiger Sicherheit.«

»Noch was, und ich muss lachen«, meinte Suko. »Hast du eigentlich Bill Conolly informiert?«

Suko wehrte ab. »Um Himmels willen – nein. Da wäre mir doch seine Frau an den Hals gesprungen. Sheila hat die Nase noch vom letzten

Mal voll. Außerdem will ich einer werdenden Mutter nicht den Mann wegnehmen.«

Bill und Sheila Conolly waren meine ältesten Freunde. Vor seiner Heirat hatte ich mit Bill die tollsten Sachen gedreht, kein Girl war vor uns sicher gewesen. Aber wir wurden älter, ich erhielt meinen Spezialjob, und Bill Conolly, der Reporter, begleitete mich oft. Er hatte auch manchen Dämon zur Hölle geschickt.

Und bei einem dieser Fälle lernte er Sheila, seine jetzige Frau, kennen. Da hatte es Bill erwischt. Hals über Kopf verknallte er sich in das gutaussehende Girl. Es kam, wie es kommen musste. Heirat. Bill gab seinen Job auf, da Sheila ein Millionenvermögen mit in die Ehe gebracht hatte. Jetzt arbeitete er als freier Mitarbeiter für die größten Illustrierten der Welt. Wenn er einen Bericht verfasste, dann riss man ihm den förmlich aus der Hand.

Ich verstand mich mit Sheila sehr gut. Nur wenn Bill mal mit auf Dämonenjagd ging, dann gab es Ärger. Sheila hatte Angst um ihren Mann. Verständlich. Aber manchmal packte es Bill. Da wurde er wieder in den Strudel dämonischer Ereignisse mit hineingezogen.

Meine Gedanken konzentrierten sich wieder auf die Gegenwart.

Suko faltete die Karte zusammen. »Ich werde eine andere Strecke nehmen«, erklärte er. »Irgend jemand wird mir den Weg zu diesem komischen Landhaus schon zeigen.«

Suko war wie immer zuversichtlich. Überhaupt hatte ich ihn noch nie bei schlechter Laune erlebt, und es war schon manches Mal verdammt hart hergegangen.

Wir verabschiedeten uns voneinander mit einem kräftigen Händedruck. Niemand von uns beiden ahnte zu diesem Zeitpunkt, dass es ein langer Abschied werden sollte.

Ich fuhr hinunter in den Zellentrakt. Frank Scott sah mir stumm entgegen. Nur um seine Lippen spielte ein böses Lächeln.

»Komischer Kauz, den Sie mir da in die Zelle gesetzt haben«, sagte der zuständige Kollege. »Der Kerl quasselt ununterbrochen vom Teufel und was weiß ich nicht alles.«

Ich nickte. »Ja, es gibt schon seltsame Spezies.« Ich ging nicht näher auf den Gefangenen ein, sondern holte ihn aus der Zelle.

»Wollen Sie mir Handschellen anlegen?« fragte Frank Scott bissig.

Von der Seite her blickte ich ihn an. »Ich werde es zuerst ohne versuchen. Sollten Sie irgendwelche Schwierigkeiten machen, gibt es Ärger.«

Er kicherte. »Keine Angst, Bulle, ich enttäusche Sie schon nicht. Was auf Sie wartet, ist schlimm genug.«

Ich gab keine Antwort, sondern drückte ihn in den Fahrstuhl.

***

Professor Zarcadi führte Jane Collins eine gewundene Treppe hinunter. Von den beiden Monstern war nichts mehr zu sehen.

Fast machte dieses Landhaus einen normalen Eindruck. Aber nur fast.

Seltsam und bedrückend war die Stille, die sich wie eine Last auf Jane Collins legte. Sie spürte, dass hier das Böse lauerte, dass es unsichtbar in zahlreichen Ecken und Winkeln hockte und das Landhaus wie eine schaurige Aura umgab.

Der Professor blieb immer einen Schritt hinter ihr. Lautlos stieg er die Stufen hinunter. Seine linke Hand lag dabei auf dem gedrechselten glatten Geländer, der rechte Arm hing am Körper herab.

Die Treppe mündete in eine große Halle. In den hohen Fenstern saßen kleine, viereckige Bleiglasscheiben. Sie filterten einen großen Teil des Lichts. Die breite Eingangstür bestand aus dunklem Holz. Von der Halle führten mehrere Türen ab. Sie waren alle geschlossen.

Große, farbenfreudige Bilder verzierten die Wände. Die Gemälde zeigten durchweg Szenen aus dem Kriegsgeschehen, grausame Schlachten. Tod und Vernichtung. Das Böse behielt auf den Bildern immer die Oberhand, der Teufel triumphierte.

Kalt präsentierte sich der Marmorboden der Halle. Die gelblichweiße Farbe stand in scharfem Kontrast zu den dunklen Möbeln. Die Stühle, die einen offenen Kamin flankierten, bestanden aus Mahagoniholz.

Der Leuchter an der hohen Hallendecke war mit zahlreichen Kerzen gespickt. Von den verzweigten Armen hingen unzählige kleine Glasplättchen. Sie klirrten bei jedem Windzug gegeneinander.

»Gefällt es Ihnen, Miss Collins?« erkundigte sich der Professor. Er hatte sich vor die Detektivin gestellt und hielt seine Hände auf dem Rücken verschränkt. Seine Stimme klang laut, obwohl er im normalen Tonfall gesprochen hatte. Die Halle war schlecht isoliert. Es fehlten die Vorhänge, die die Geräusche dämpften.

Jane schüttelte den Kopf. »Was erwarten Sie eigentlich für eine Antwort von mir, Mr. Zarcadi? Wie kann es mir in einem Gefängnis gefallen?«

Zarcadi lächelte dünn. »Sie sollten das alles nicht so eng sehen, Miss Collins. Für ein Gefängnis halte ich mein Haus nun wirklich nicht.«

»Für was denn dann?«

»Sagen wir – für eine Art Übergangsstation. Aber kommen Sie, ich werde Ihnen mein Prunkstück, den Garten, zeigen. Vielleicht gefällt Ihnen der besser.« Er legte Jane seine Hand auf die Schulter. Die Detektivin schüttelte sich.

Zarcadi merkte es. »Sie sind zu sensibel, Miss Collins. Von einer Privatdetektivin hätte ich das nicht gedacht.«

»Man kann sich täuschen.«

Während des Dialogs hatten sie die Tür erreicht. Zarcadi holte einen Schlüssel hervor und schloss auf. »Bitte sehr, Miss Collins.«

Jane trat ins Freie. Eine breite Treppe führte in den verwilderten Garten. Die Steinstufen zeigten schon Risse. Ebenso wie das Geländer, dessen Handlauf von Säulen gestützt wurde.

Jane Collins fiel sofort die Luft auf, die über dem Garten lag. Sie war seltsam drückend und feucht, erschwerte das Atmen.

Professor Zarcadi war hinter der Detektivin stehen geblieben. Er pfiff einmal durch die Zähne.

Von einem nahen Baum löste sich ein großer Vogel. Er breitete die Schwingen aus und segelte näher. Blutrote Augen leuchteten über dem spitzen Schnabel. Unwillkürlich zog die Detektivin den Kopf ein, als die Eule auf sie zuflog. Doch das Tier wischte über sie hinweg und nahm auf der rechten Schulter des Professors Platz.

»Mein Wächter«, erklärte Zarcadi. »Nur für den Fall, dass Sie Dummheiten vorhaben.«

Er ging die Treppe hinunter. Hoch aufgerichtet wie ein König.

Es gab keine gepflegten Wege in diesem verwilderten Garten. Nur einen Trampelpfad, der bis zum Haus führte. Die Bäume standen dicht an dicht. Viele von ihnen trugen schon ein Blattwerk, obwohl der Vorfrühling erst seine zaghaften Versuche unternahm, die winterlich erstarrte Natur wieder zum Leben zu erwecken.

Die Belaubung der Bäume gehörte auch zu den Rätseln, die Jane Collins nicht verstand.

Sehr dicht präsentierte sich das Unterholz. Es wucherte zwischen den Baumstämmen, machte aus dem Garten einen regelrechten Dschungel mit ineinander verfilzten Büschen und Sträuchern, zwischen denen wildes Gras und Farnkraut wie ein Teppich wuchs.

Das Treibhaus, das Jane Collins vom Fenster aus gesehen hatte, konnte sie aus dieser Perspektive nicht erkennen. Baumstämme und dichtes Unterholz verwehrten die Sicht.

Die Bluteule hockte unbeweglich auf Zarcadis Schulter. Sie hatte den Kopf gedreht, so dass sie Jane Collins immer beobachten konnte.

Die Detektivin fühlte sich in der Umgebung äußerst unwohl. Obwohl sie sich in einem großen Garten befanden und Zarcadi seinen dämonischen Willen auch den Tieren aufzwingen konnte, vernahm Jane keine Vogelstimmen und auch keine anderen Tierlaute. Nahezu still präsentierte sich der ›Dschungel‹.

Sie tauchten in den Wald ein. Zweige schienen nach Jane greifen zu wollen. Disteln hakten sich im Stoff des Kleides fest.

Der Himmel war kaum zu sehen. Sattgrüne Baumkronen verwehrten den Blick.

Farn und Gras raschelten, als Zarcadi mit seiner Gefangenen durch den Wald schritt. Er schlug den Weg nach links ein, stampfte durch das Unterholz wie ein Führer durch den Urwald.

Und wieder dachte Jane Collins an Flucht. Vor sich sah sie Zarcadis

Rücken und seinen Nacken. Ungeschützt bot er sich ihren Blicken.
Jane Collins beherrschte Kampftechniken. Karate, Judo. Karate bedeutete auch Handkantenschläge. Plaziert angesetzt, schickten sie einen Menschen ins Reich der Träume.
Augenblicklich setzte die Detektivin ihre Idee in die Tat um. Wie eine Sprungfeder schnellte sie nach vorn, ließ die gekrümmte Hand durch die Luft pfeifen und traf. Professor Zarcadi fiel nach vorn, sackte mit einem Ächzlaut auf den Lippen zusammen und blieb liegen.
Wild flatternd erhob sich die Eule von seiner Schulter. Auch sie war von Janes Aktion überrascht worden.
Die Detektivin rannte nach rechts. Sie versuchte, wieder auf die Höhe des Hauses zu gelangen, um dann in entgegengesetzter Richtung weiterzulaufen. Sie nahm an, dass sie irgendwann auf ein Tor treffen würde, das aus diesem verdammten Garten hinausführte.
Hinter sich vernahm sie ein heiseres Krächzen. Das musste die Eule ausgestoßen haben, die sicher die Verfolgung aufnehmen würde.
Geduckt rannte Jane weiter. Der Boden war uneben. Knorrige, glatte Wurzeln ragten wie Höcker daraus hervor. Jane musste springen wie ein Hase, tauchte unter tief hängenden Zweigen hinweg, huschte an verwachsenen, gespenstisch aussehenden Baumstämmen vorbei und änderte die Richtung, als sie glaubte, ungefähr auf Höhe des Hauses zu sein.
Nach ein paar Schritten blieb sie stehen. Verwirrt sah sie sich um. Alles sah gleich aus. Nichts war da, wonach sie sich hätte orientieren können.
Der Wald – eben noch ruhig – war jetzt zu einem gespenstischen Leben erwacht. Überall im Gebüsch raschelte und bewegte sich etwas. Doch Jane sah nichts, so sehr sie sich auch anstrengte.
Wieder das Krächzen. Sogar ganz in ihrer Nähe. Die Bluteule war da!
Gehetzt blickte sich Jane Collins um. Da stockte ihr der Atem. Sie sah nicht nur eine Bluteule, sondern gleich zwei. Rechts und links von ihr hockten sie auf armdicken Baumästen, starrten sie mit ihren glühenden Augen unverwandt an.
Aber Jane gab nicht auf. Sie warf sich herum, rannte weiter. Die Eulen flatterten von ihren Ästen, schlugen heftig mit ihren Flügeln, kürzten den Weg ab, um Jane in die Zange zu nehmen. Plötzlich befanden sie sich vor der Detektivin schnitten ihr den Weg ab.
»Nein, verdammt!« zischte Jane. »So einfach bekommt ihr mich nicht!« Sie blieb stehen. Ihr Atem flog. Dicht vor ihr sah sie einen Ast auf dem Boden liegen. Rasch hob sie ihn auf und behielt ihn schlagbereit in der Hand. Dann lief sie weiter.
Pfeilschnell schoss die linke Eule auf sie zu. Sie hatte ihr Maul aufgerissen. Jane sah die Reißzähne, mit denen die Eule normalerweise Mäuse schlug.

Aus vollem Lauf drosch die Detektivin zu. Der schwere Ast krachte gegen den Körper der Eule, warf sie aus der Flugrichtung. Das Tier fiel zu Boden, landete in einem Gebüsch, schlug mit den Flügeln und stieß Geräusche aus, die an das Weinen eines kleinen Kindes erinnerten.

Da griff die zweite Eule an. Sie kam von hinten. Jane hörte im letzten Augenblick das Schlagen der Flügel und warf sich zu Boden. Etwas Beißendes fuhr über ihren Rücken.

Die Eule hatte ihre Krallenfüße ausgestreckt, Janes Bluse aufgerissen und zwei Striemen in die Haut geritzt.

Die Detektivin verbiss sich den Schmerz. Sie durfte jetzt nicht aufgeben, musste den Kampf gegen die beiden Bluteulen gewinnen. Koste es, was es wolle.

Jane sprang auf die Füße, packte den Ast mit beiden Händen, und ehe die Eule zu einem erneuten Angriff ansetzen konnte, schlug Jane zu. Sie traf das breite Vogelgesicht, zertrümmerte es, und die Eule blieb zuckend am Boden liegen.

Erleichtert schluchzte Jane Collins auf. Doch sie gönnte sich keine Pause, wirbelte sofort herum, um der zweiten Eule den Garaus zu machen.

Die Bluteule hatte sich aus dem Gebüsch befreit, flatterte in einer Höhe, die für Jane Collins günstig war. Mit einem Schlag konnte sie alles beenden. Sie hob den Ast, lief noch zwei Schritte vor – und…

Mit einem Schrei ließ Jane Collins ihre ›Waffe‹ fallen. Sie sprang zur Seite, ihr Gesicht verzerrte sich vor Ekel. Jane starrte auf den Ast, der sich verwandelt hatte.

In eine grün schillernde Schlange!

Sie ringelte vor Jane auf dem Boden, huschte dicht an ihren Fußspitzen vorbei und versuchte, sich an ihren Beinen hochzuschlängeln.

Angewidert sprang die Detektivin zurück. Sie prallte mit den Hacken gegen einen aus dem Boden ragenden Ast, stolperte, verlor das Gleichgewicht…

Zwei Hände packten zu wie Stahlklammern, hielten eisern fest und drückten das Fleisch an den Oberarmen zusammen. Dicht neben Janes rechtem Ohr raunte eine Stimme: »Ich habe Ihnen doch gesagt, dass Flucht keinen Sinn hat. Und mit lächerlichen Karateschlägen können Sie mich auch nicht besiegen.«

Sekundenlang schloss Jane Collins die Augen. Aus. Ihre Flucht, ihr Kampf, es war alles umsonst gewesen. Sie hatte verloren.

Professor Zarcadi war der Stärkere. Jane spürte, dass ihre Knie weich wurden. Doch nur einen Moment lang, dann hatte sie sich wieder gefangen.

»Ich hoffe, Sie sind nun endlich vernünftig, Miss Collins. Noch einmal lasse ich mir das nicht bieten. Dann werde ich Sie töten. Endgültig.«

Zarcadi ließ sie los. Er ging auf die erschlagene Eule zu, hob sie auf und warf sie Jane vor die Füße. »Es war nicht gut von Ihnen, dieses Tier zu töten. Sie haben sich den Zorn ihrer Brüder zugezogen. Diese Tat verlangt nach Blut – nach Ihrem Blut. Sobald die Eulen Sie allein antreffen, greifen sie an. Also bleiben Sie immer in meiner Nähe. Zu Ihrer eigenen Sicherheit.«

Zarcadi wandte den Kopf und blickte Jane unverwandt in die Augen. »Sie haben mitbekommen, wie sich der Ast in eine Schlange verwandelt hat. Das war nur eines der Geheimnisse dieses Waldes. Es gibt noch andere. Weit schlimmere. Und jetzt folgen Sie mir. Ich will Ihnen etwas zeigen.«

Als Jane Collins nicht reagierte, fasste Zarcadi sie grob an der Schulter. Er ließ sie auch den weiteren Weg über nicht los, streifte mit ihr quer durch den Wald.

Jane stolperte willenlos mit. Sie hatte auch die Orientierung verloren. Ihr war in diesen Momenten alles egal geworden. Die Detektivin bemerkte kaum, dass sich der Wald lichtete. Und plötzlich stand sie mit Zarcadi vor dem Treibhaus.

Die Wände bestanden aus dickem, undurchsichtigem Glas. Die einzelnen Fenster wurden von Stahlstreben gehalten. Zarcadi ging mit Jane um das Treibhaus herum, erreichte die Stirnseite und blieb vor einer Tür stehen. Er schloss sie auf.

»Bleiben Sie jetzt dicht bei mir!« flüsterte er warnend.

Dann betraten sie das Treibhaus. Warme, schwüle Luft mit hohem Feuchtigkeitsgehalt schlug ihnen entgegen. Jane bekam Atembeschwerden. Der Kampf vorhin und der Lauf hatten sie angestrengt.

Blühende, fremdartige Gewächse präsentierten sich ihren Blicken. Ein Gang teilte wie mit dem Lineal gezogen diesen prächtigen Garten, über dem ein betörender Duft schwebte. Manche Gewächse wuchsen bis hoch an das Glasdach, bogen sich dann wieder dem Boden entgegen und sahen aus wie große, grüne Arme.

Jane sah farbige, kopfgroße Blüten, die ihre Kelche weit geöffnet hatten und deren Blätter sich hin und her bewegten wie Wellen auf dem Meer.

Sie durchquerten das Treibhaus und blieben abermals vor einer Tür stehen. Sie war schmal und führte in einen kleinen Anbau, der als Geräteschuppen diente. Aber nicht nur Harken, Schaufeln und Hacken standen darin. Den Mittelpunkt des Schuppens bildete ein Sarg.

Zarcadi machte Licht und schob den Sarg näher an Jane Collins heran. Er war aus dunklem, schwerem Holz gefertigt, war mit Silbergriffen versehen und hatte bestimmt ein Vermögen gekostet.

Doch das alles interessierte Jane Collins nicht. Sie las nur den Schriftzug auf dem Deckel des Sarges. Golden schimmernde

Buchstaben setzten sich zu einem Namen zusammen. Zu einem Namen, der Jane Collins mehr als nur ein Begriff war.

JOHN SINCLAIR

Jane Collins wurde leichenblass. Sie hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Wie aus unendlich weiter Ferne hörte sie die Stimme des Professors.

»Ihr Freund kann ruhig kommen, Miss Collins. Sie sehen selbst, dass alles für seine Beerdigung vorbereitet ist…«

***

Wir erreichten den Ort bei Anbruch der Dämmerung. Er lag idyllisch, in einem Tal, das von bewaldeten Hängen umgeben war. Die Kronen der Fichten bogen sich im leichten Wind, und zwischen dem Grün der Nadelbäume schauten die noch kahlen Zweige der Laubbäume wie lange, gebogene Finger hervor.

Nicht einmal ein Ortsschild gab es. Orlington schien wirklich am Ende der Welt zu liegen.

Der Asphalt der Straße hatte schon wenige Meilen vor dem Ort einem besseren Feldweg weichen müssen. Bei Regen kam man hier bestimmt nur mit dem Trecker oder einem Range Rover weiter. Ein normaler Wagen würde seine Schwierigkeiten haben, sich durch den schlammigen Boden zu wühlen.

Orlington wirkte wie eine Geisterstadt. Leer, verlassen. Kein Mensch auf der Straße. Die Fahrbahn verlief schnurgerade bis zum Ortsende, wo die Schatten der Dämmerung die Konturen zerfließen ließen.

Und hier in der Nähe sollte ein berühmter Geiger wohnen? Kaum vorstellbar.

Frank Scott hatte sich den Umständen entsprechend gut benommen. Nicht einen Fluchtversuch wagte er. Er hatte sich sogar kompromissbereit gezeigt und mir den genauen Weg erklärt.

Ich lenkte den Wagen an den Rand der Fahrbahn und stoppte. Neben mir atmete Frank Scott befreit auf. »Wir haben es geschafft«, sagte er. »Sie haben sich bis an das eigene Grab kutschiert, Bulle.«

»Abwarten«, erwiderte ich einsilbig. »Steigen Sie aus.«

Er öffnete die Tür und schwang sich ins Freie. Erst jetzt bemerkte ich, wo ich den Bentley abgestellt hatte. Genau neben einem Friedhof. Die dunkle Steinmauer war höchstens ein Yard von der Fahrertür entfernt.

Ich stieg ebenfalls aus. Was mir sofort auffiel, war die Stille. Hier schien selbst die Natur den Atem anzuhalten. Ich sah auch nirgends Licht oder streunende Hunde.

Ich war groß genug, um über die Friedhofsmauer schauen zu können. Hinten, am anderen Ende des Totenackers, sah ich einen Mann. Soviel ich erkennen konnte, machte er sich an einem Grab zu schaffen. Wenigstens ein Einwohner. Ich beschloss, mit dem Alten zu reden.

Frank Scott schaute mich grinsend an. »Bin Ihnen wohl Ballast, wie?« höhnte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Sie haben Ihre Pflicht getan. Den Weg zum Landhaus werde ich wohl allein finden. Bestellen Sie Ihrem Professor einen schönen Gruß.«

»Ich bleibe bei Ihnen«, erwiderte Scott und rieb sich die Hände. »Ich möchte sehen, wie Sie krepieren.«

Plötzlich unterbrach der Schrei eines Käuzchens die Stille. Scott lachte. »Hören Sie? Der Totenvogel ruft. Dreimal. Er kündigt eine neue Leiche an. Nämlich Sie.«

»Hören Sie endlich auf mit dem Quatsch!« herrschte ich den ehemaligen Journalisten an. »Ihr Gerede geht mir langsam auf den Nerv. Sie können mir keine Angst damit einjagen. Merken Sie sich das endlich!«

Ich ließ den Kerl stehen, ging an der Friedhofsmauer entlang und suchte das Eingangstor. Es war gar keins vorhanden. Ein Stück Mauer fehlte, war einfach ausgespart. Das war der Eingang. Praktisch.

Es war ein uralter, ungepflegter Totenacker. Es gab keine Wege oder Pfade. Wahllos lagen die Gräber aneinander. Die meisten Grabsteine standen schräg, waren in das Erdreich gekippt, das unter ihnen nachgegeben hatte. Kreuze oder andere christliche Symbole sah ich auch nicht. Viele Gräber waren eingesunken.

Hier und da lag verwelktes Laub, das vom Wind raschelnd bewegt wurde und über den Gräbern kreiselte.

Der ganze Friedhof bot eine deprimierende, trostlose Atmosphäre. Er hätte wirklich eine ideale Kulisse für einen Horrorfilm abgegeben.

Ich ging langsam. Von den Bergen her frischte der Wind auf. Er spielte mit meinem Haar. In der Luft kreisten ein paar Raben. Krächzend ließen sie sich hinter dem Friedhof auf einem leeren Feld nieder.

Der Alte hörte mich nicht oder wollte mich nicht hören. Zwei Schritte hinter ihm blieb ich stehen, sah an seiner Schulter vorbei und entdeckte die Grube, die er frisch ausgehoben hatte. Ein paar Bretter lagen bereit, mit denen das Grab abgedeckt werden sollte. Anscheinend war jemand im Ort gestorben, und ich hatte den Totengräber vor mir.

Ich räusperte mich.

Der Mann arbeitete ungerührt weiter. Er klopfte mit dem Schaufelblatt den Lehmberg auf dem Grab platt.

Ich tippte ihm auf die Schulter. Der Mann zuckte zusammen, schien dann zu Eis zu erstarren. Unendlich langsam drehte er sich um.

Im ersten Augenblick erschrak ich. Ein bleiches, hohlwangiges Gesicht. Augen, die tief in den Höhlen lagen. Bartschatten bedeckten das Kinn. Die Haut wirkte wie eine Landkarte. War von unzähligen

Falten durchzogen.

Der Alte trug eine graue Jacke, ein einfaches Hemd ohne Kragen, eine geflickte Hose und durchlöcherte Schuhe.

Mir fiel es schwer zu lächeln. Ich schaffte es aber trotzdem. »Guten Abend«, grüßte ich ihn. Der Mann gab keine Antwort. Stand auf seine Schaufel gestützt und starrte mich schweigend an.

»Sie sind wohl hier der Totengräber, nicht wahr?« Wieder keine Antwort.

Ich schluckte. »Können Sie nicht reden?«

Da bewegte der Totengräber die Lippen. »Wir sind verflucht«, murmelte er kaum hörbar. »Alle sind wir verflucht. Der Dämon wird uns packen. Du bist ein Fremder. Wir warten auf einen Fremden. Der Schwarze Tod lauert überall.«

Mehr sagte er nicht. Aber er hatte den Namen des Dämons erwähnt. Der Schwarze Tod. Ich wurde wieder an meinen Traum erinnert, sah seine schreckliche Gestalt.

»Du hebst ein Grab aus?«

Der Totengräber nickte.

»Wer ist gestorben?«

»Noch niemand.«

»Für wen ist dann das Grab?«

Jetzt verzog er seine Lippen zu einem wissenden Lächeln. »Das Grab ist für einen Fremden. Er heißt John Sinclair!«

***

Es gelang mir nur mühsam, meine Überraschung zu verbergen oder auch mein Entsetzen. Aber blass muss ich wohl geworden sein, denn der Totengräber fragte: »Du bist John Sinclair – nicht wahr?«

Ich nickte.

»Dann bist du des Todes.«

Ich packte ihn an der mageren Schulter. »Wer hat dir befohlen, das Grab auszuheben. Wer? Los, rede!«

Über seine Augen schien sich plötzlich ein Schleier zu legen. Sein Blick nahm einen entrückten Ausdruck an. »Der Schwarze Tod!« flüsterte er. »Der Schwarze Tod. Er ist überall. Er sieht uns. Er will…«

Sein Gesicht verzerrte sich entsetzt. »Der Bote«, krächzte er. »Sieh doch!«

Ich wandte mich um. Auf einem nahe liegenden Baum hockte ein Vogel. Eine Eule. Blutrot leuchteten die Augen. Die Blicke schienen mich durchbohren zu wollen.

Mich packte die Wut. Ich riss meine Beretta aus dem Holster, hob den Arm, zielte…

Ein harter Schlag traf mein Handgelenk. Der Arm fegte nach unten. Im letzten Augenblick zog ich den Finger vom Druckpunkt.

Die Eule breitete die Flügel aus und flatterte davon. Ihr Krächzen erschien mir wie Hohngelächter.

Ärgerlich wandte ich mich um. Der Alte hatte zugeschlagen. Er stand da und zitterte. »Man darf sie nicht töten!« zischte er. »Wer die Eulen tötet, ist verflucht.«

»Zum Teufel damit!« schrie ich. »Hier ist keiner verflucht. Ich werde dem Dämon schon zeigen, wer der Stärkere ist.«

»Du wirst sterben«, unterbrach mich der Totengräber. »So wie wir alle einmal sterben werden. Aber du – du bist heute schon an der Reihe. Die Grube wartet. Die kalte Erde, die Würmer, die in deine Augenhöhlen kriechen, und all das Kleingetier, das sich deines Körpers bemächtigt.«

Der Alte rieb sich die trockenen Hände. Lehmiger Staub rieselte dem Boden entgegen. Dann griff der Totengräber nach seiner Schaufel, riss sie aus dem Erdreich. »Erschlagen!« schrie er. »Erschlagen wie einen Hund werden wir dich!«

Er drosch zu, war aber viel zu langsam. Ich wich aus, ließ das Schaufelblatt an meiner Schulter vorbeizischen und gab dem Alten einen Stoß vor die Brust.

Ich hatte wohl etwas zuviel Kraft hinter den Stoß gelegt und auch nicht mehr an das frisch ausgehobene Grab gedacht. Der Alte kippte in die Grube und war verschwunden.

»Rache!« hörte ich seine dumpfe Stimme. »Der Schwarze Tod wird mich rächen…«

Ich wollte an die Grube treten und dem Alten heraushelfen, als ich zufällig einen Blick zum Eingang des Friedhofs warf.

Ich hatte das Gefühl, von einem Eisschock getroffen zu sein. Sie hatten sich aufgebaut wie eine lebende Mauer. Sämtliche Einwohner des Dorfes, wie mir schien. Sie waren bewaffnet. Mit Spaten, Hacken, Schaufeln und Sägen. Und alle Gesichter zeigten die gleiche ungesunde Blässe, wie ich sie auch bei dem Totengräber gesehen hatte.

Schritt für Schritt kamen sie näher. An der Spitze ging Frank Scott. Auf seinen Lippen lag ein teuflisches Lächeln. Mit beiden Händen hielt er eine gewaltige Axt umpackt.

Sie stellten es verdammt raffiniert an, näherten sich von zwei Seiten, um mich in die Zange nehmen zu können.

Man hatte mir den Tod versprochen. Und es sah verdammt so aus, als sollte dieses Versprechen eingelöst werden…

***

Professor Zarcadi hatte Jane Collins zum Essen eingeladen.

»Vertreiben wir uns so angenehm wie möglich die Zeit«, sagte er jovial. »Meinen Garten kennen Sie ja bereits. Und sollte John Sinclair

hier lebend auftauchen, müssen Sie gestärkt sein.«

»Unter diesen Umständen ist mir der Appetit jetzt schon vergangen«, erwiderte Jane frostig. »Ich will aber mit Ihnen speisen«, lautete die Antwort, die wie ein Befehl klang.

Jane gab nach. Der Professor führte sie wieder auf ihr Zimmer. Dort lagen inzwischen andere Kleidungsstücke bereit. »Sie sollten sich umziehen, Miss Collins. Ihre Sachen sind zu sehr mitgenommen.«

Zarcadi schloss die Tür und ließ Jane allein.

Die Detektivin setzte sich und vergrub ihr Gesicht in beiden Händen. In den letzten Stunden war doch etwas zuviel auf sie eingestürmt.

Die Gedanken wirbelten nur so durch ihren Kopf. Immer wieder fragte sie sich, wie sie John Sinclair helfen konnte. Dieser Zarcadi fühlte sich ungeheuer sicher. Für ihn war der Tod des Geisterjägers schon beschlossene Sache.

Mit nahezu übermenschlicher Anstrengung riss sich die Detektivin zusammen. Du darfst jetzt nicht schlappmachen! hämmerte sie sich ein. Du darfst nicht nachgeben. Auf keinen Fall. Nur keine Blöße zeigen, keine schwache Stelle. Sie hoffte immer noch darauf, dass es ihr gelingen würde, Zarcadi ein Schnippchen zu schlagen.

Jane Collins besah sich die Kleidungsstücke. Eine braune lange Hose, eine Art Kittel, der in der Taille durch eine Kordel gehalten wurde, Schuhe und ein dunkelrotes Halstuch.

Jane probierte die Sachen an. Sie passten leidlich. Sie waren hübscher als ihre eigenen Kleidungsstücke, die durch die Flucht doch sehr gelitten hatten.

Die Detektivin hatte gerade die obersten Knöpfe des Kittels geschlossen, als gegen die Tür geklopft wurde. Jane gab keine Antwort.

Professor Zarcadi betrat auch so das Zimmer.

Auch er hatte sich umgezogen. Er trug einen knappsitzenden Frack, dazu ein schneeweißes Hemd mit altertümlichem Stehkragen, schwarze Lackschuhe, und er hatte sich einen langen weißen Schal um den Hals geschlungen. Irgendwie wirkte er in seiner Verkleidung lächerlich. Wie der strahlende Held in einer Operette.

Doch Jane hütete sich, geringschätzig zu lachen. Zarcadi hätte es ihr sicherlich übelgenommen.

»Ich sehe, Sie sind fertig«, sagte er. »Dann können wir gehen. Meine Diener haben alles vorbereitet. Kommen Sie.«

Er reichte Jane den Arm. Die Detektivin spielte mit. Während sie die Treppe hinunter stiegen, plauderte Zarcadi wie ein charmanter Gastgeber. Nur waren seine Worte weniger charmant.

»Dieses Dinner wird mir munden«, sagte er. »Für mich ist es Sinclairs Henkersmahlzeit. Auch wenn er sie nicht persönlich erlebt, so sind unsere Gedanken doch bei ihm. Habe ich recht, Miss Collins?«

Jane nickte. Sagen konnte sie nichts. In ihrem Hals saß auf einmal ein dicker Kloß.

Sie erreichten wieder die große Halle, gingen am Kamin vorbei, in dem jetzt ein Feuer knisterte, und schritten auf eine Tür zu, die von einem Mann in dunkelroter Livree aufgehalten wurde.

Jane hatte den Knaben noch nie gesehen. Er war ziemlich hager, hatte tief in den Höhlen liegende Augen und eine grünliche, ungesunde Gesichtsfarbe. Er starrte Jane an, als wollte er sie auffressen.

Zarcadi blieb stehen. »Das ist übrigens Waku. Ihn und seinen Freund Ula kennen Sie bereits, Miss Collins. Es sind die beiden Monster, die Sie so erschreckt haben. Wie ich Ihnen schon sagte, Waku und Ula sind sehr anpassungsfähig und außerdem meine treuesten Diener. Die beiden sind übrigens Ghouls. Ich hoffe, Sie wissen, was das heißt.«

Jane schoss eine Blutwelle ins Gesicht. Ja, sie wusste, was Ghouls waren. Dämonen, die auf der untersten Stufe standen. Oftmals wurden sie von ihren eigenen Brüdern verachtet, denn Ghouls ernährten sich von Toten.

Eine grauenhafte Vorstellung für die junge Detektivin.

Als sie an Waku vorbeischritt, glaubte sie, den Modergeruch zu riechen, der von diesem Scheusal ausging. Jane schritt rasch an ihm vorbei. Zarcadi bemerkte wohl ihren Widerwillen, er lächelte.

Ula wartete im Salon. Er stand hinter einem der beiden hochlehnigen Stühle und rückte ihn für die Detektivin zurecht. Ula sah ebenso aus wie Waku. Die beiden hätten Zwillinge sein können.

Die Detektivin nahm Platz. Sie und Zarcadi saßen sich gegenüber, getrennt durch die lange Tischplatte.

Im Salon war es angenehm warm. Brennende Kerzen – sie standen in silbernen Leuchtern – verbreiteten einen anheimelnden Schein. Auf der Mitte des dunklen Tisches lag eine Decke. Darauf stand eine Schale mit Obst.

Das Kristall der Weingläser funkelte. Ula goss Zarcadi einen schweren Roten ins Glas, ließ ihn kosten, und als Zarcadi beifällig nickte, wandte er sich Jane zu und ließ ihr Glas halb vollaufen.

»Cheers!« Zarcadi prostete seinem Gast zu.

Jane Collins hob ihr Glas an. Dabei bemerkte sie, dass ihre Hände zitterten. Die Nervenanspannung war zu groß. Der Wein schmeckte leicht harzig. Jane Collins nahm nur einen kleinen Schluck und stellte das Glas wieder zur Seite.

Vor ihr stand auf einem Set die Suppentasse, darunter ein kleinerer Teller und darunter wieder der Teller für das Hauptgericht. Der Goldrand des Porzellans schimmerte im Licht der Kerzen. Das Besteck war aus schwerem Silber und mit Gravierungen versehen. Es musste ein Vermögen gekostet haben.

Die Suppe wurde aufgetragen. Sie dampfte in einer silbernen Schüssel. Muschelsuppe, garniert mit süßer Sahne. In der dicken Flüssigkeit schwamm das graue Muschelfleisch.

Waku servierte bei Jane, Ula bei Professor Zarcadi. Der Professor band sich eine Serviette um. Er blickte Jane über den Tisch hinweg an.

»Ich wünsche Ihnen einen guten Appetit, Miss Collins. Lassen Sie es sich schmecken, die Suppe ist wirklich ausgezeichnet.«

Ich würde sie dir am liebsten ins Gesicht schütten! dachte Jane, fügte sich jedoch und tunkte den Löffel in die Suppe. Sie probierte. Aus halbgeschlossenen Augenlidern hinweg peilte sie die beiden Ghouls an, die abwartend in Nähe der Tür lehnten und schweigend beobachteten.

Die Muschelcremesuppe schmeckte tatsächlich vorzüglich. Trotzdem ließ die Detektivin die Hälfte stehen. Sie schob die Tasse zurück.

»Hat es Ihnen nicht geschmeckt?« erkundigte sich Zarcadi grinsend.

»Ich habe keinen Hunger!«

Er lachte, während die Ghouls abräumten. »Als Vorspeise gibt es Forellenfilets. Dazu eine Meerrettich-Sahne-Soße.«

Jane rührte von der Vorspeise nichts an. Zarcadi ließ es sich schmecken. Und auch von der Lammkeule – dem Hauptgericht – aß die Detektivin keinen Bissen. Immer wieder schweiften ihre Blicke zu den Fenstern hinüber. Draußen war inzwischen die Dämmerung angebrochen.

Jane lebte von der wahnwitzigen Hoffnung, John Sinclair plötzlich hereinstürmen zu sehen. Sie kannte den Geisterjäger und traute ihm zu, dass er mit den Ghouls fertig werden würde.

Wie Schatten tauchten die beiden schrecklichen Dämonen immer wieder auf. Aus gierigen Augen starrten sie Jane Collins an, und der Detektivin lief jedes Mal eine Gänsehaut über den Rücken.

Plötzlich trat Waku dicht an seinen Herrn heran und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Zarcadi hörte gespannt zu. Dann lachte er. »Es ist gut. Du kannst gehen, Waku.«

Professor Zarcadi stand auf. Seinem Gesichtsausdruck war dabei zu entnehmen, dass er Jane Collins eine Mitteilung machen wollte. Zarcadi legte die Serviette zur Seite und stützte beide Hände auf die Tischplatte.

»Ich habe soeben erfahren, dass Ihr Freund Sinclair in Orlington eingetroffen ist. Er befindet sich schon am richtigen Ort. Und zwar auf dem Friedhof. Allerdings nicht allein. Die Einwohner des Ortes sind dabei, Ihren Freund zu erschlagen…«

Jane Collins sprang auf. »Nein!« schrie sie. »Das gibt es nicht. Das darf nicht sein!«

Mit einer unkontrollierten, wütenden Bewegung fegte sie das

wertvolle Porzellan vom Tisch. Klirrend zerbrach es auf dem Boden.

Sofort waren die beiden Ghouls da. Mit ihren kalten Händen hielten sie Jane an den Oberarmen fest, bis Zarcadi ihnen mit einer Handbewegung den Befehl gab, Jane Collins loszulassen. Jane stand schwer atmend neben ihrem Stuhl.

»Aus welchem Grund sollte ich Sie belügen, Miss Collins?« fragte Zarcadi. »Aber da Sie mir immer noch nicht glauben, werden Sie sich selbst überzeugen können. Passen Sie auf!«

Professor Zarcadi hob beide Hände. Er drehte die Handflächen zum Gesicht hin, strich damit über seine Haut und murmelte Beschwörungen.

Die Luft über ihm begann zu tanzen und zu flimmern. Ein rötlicher Schein legte sich um seinen Kopf, schien das Gesicht regelrecht aufzusaugen und machte einem zweiten, schrecklicheren Platz. Einem schwarzen Totenschädel!

Vor Jane Collins stand der Superdämon, der Schwarze Tod! Weiß schimmerten die großen Augenhöhlen.

»Komm näher!« dröhnte seine dumpfe Stimme.

Jane gehorchte. Gegen ihren Willen. Die Aura des Schwarzen Todes zwang sie dazu. Schritt für Schritt ging sie auf den Dämon zu.

»Halt!«

Jane blieb stehen.

»Sieh in meine Augen!«

Die Detektivin starrte in die beiden hellen Höhlen, die sich in der nächsten Sekunde veränderten, durchscheinend wurden und plötzlich Bilder zeigten, die Jane Collins erschreckten.

Sie sah John Sinclair, sah einen Friedhof, die unheimlichen Dorfbewohner, die mehr Toten ähnelten als Lebenden – und…

»Schau genau hin!« dröhnte die Stimme des Dämons.

»Nein!« Jane Collins schrie auf und schüttelte wie wild den Kopf. »John! Nicht!« rief sie. »Bitte…«

Doch John Sinclair konnte sie nicht hören.

Jane Collins fiel auf die Knie, stürzte nach vorn und blieb auf dem Boden liegen. Das grässliche Lachen des Dämons hörte sie nicht mehr. Eine gnädige Ohnmacht hielt sie umfangen.

***

Für mich sah es verdammt mies aus, und es gab eigentlich nur noch eine Chance. Wenn ich der Meute entkommen wollte, dann musste ich zu meinem Wagen. Nur mit dem Bentley hatte ich die Chance zu fliehen.

Aber das war schwer. Die Dorfbewohner nahmen fast den gesamten Friedhof ein. Drohend schwangen sie ihre Waffen. Keiner sprach ein Wort. Nur ihre Schritte waren zu hören.

Laub raschelte unter den Sohlen. Zweige knickten weg und brachen.

Höchstens dreißig Yards trennten uns noch. Ich dachte an meine Waffe. Sicher, ich hätte schießen können, um mir damit den ersten Ansturm vom Leib zu halten. Aber diese Menschen waren keine Verbrecher. Und was sie vorhatten, das taten sie bestimmt nicht freiwillig. Sie standen unter dem Einfluss eines gefährlichen Dämons.

Triumphierend schwang Frank Scott seine Axt. Die Schneide schien höllisch scharf zu sein. Sie blitzte auf.

Hinter mir hörte ich den Totengräber fluchen. Als ich einen hastigen Blick über meine Schulter warf, sah ich ihn aus dem Grab klettern.

Das war für mich so etwas wie ein Startsignal. Ich warf mich auf dem Absatz herum, sprang über das für mich bestimmte Grab hinweg, spritzte durch ein Gebüsch und erreichte die rückseitig gelegene Friedhofsmauer. Mit einem Sprung setzte ich über sie hinweg.

Vom Friedhof her vernahm ich Frank Scotts heisere Stimme. »Lasst ihn nicht entkommen!« feuerte er die Meute an. »Packt ihn! Es ist Zarcadis Feind John Sinclair. Er muss sterben.«

Ich war weich gelandet. Auf einem umgepflügten Acker. Meine Schuhe versanken im Matsch. Ich lief nach rechts weiter, sprang über Furchen und erreichte den schmalen Trampelpfad, der an der Mauer und auch noch um sie herum weiterführte. Geduckt rannte ich an der Schmalseite des Friedhofs entlang.

Meine Häscher hatten sich geteilt. Über die Mauer hinweg sah ich die blassen Gesichter. Hände umfassten die Mauerkrone. Die Menschen zogen sich hoch, kletterten über den Wall hinweg. Manche schlugen auch mit ihren Spaten und Harken nach mir, so dass ich ein Stück von der Mauer weg musste.

Aber dann passierte es. Vor mir ließen sich zwei Männer über den Mauerrand fallen. Einer hielt eine Säge in der Hand, der andere eine Schaufel. Die Kerle waren nicht sehr gelenkig, landeten unglücklich. Sie mussten sich erst noch fangen.

Ich sprang sie aus vollem Lauf an. Mit den Füßen zuerst. Sie kamen gar nicht dazu, mit ihren Waffen nach mir zu schlagen, der Aufprall schleuderte sie zu Boden.

Sie schrien und fluchten. Ich sprang über die Männer hinweg und jagte weiter.

Die Mauer am Friedhofsrand knickte an der Schmalseite ab. Ich sah das Band der ungepflasterten Straße. Und meinen Wagen!

Sie hatten mich erwartet, bildeten eine lebende Wand von einer Straßenseite zur anderen und versperrten mir so den Weg zu meinem Bentley. Jetzt wurde es verdammt kritisch.

Ich stoppte. Zehn Yards trennten uns.

Frank Scott begann, gellend zu lachen. »Ich habe dir doch gesagt, Bulle, dass für dich Endstation ist, Aber du wolltest es nicht anders.

Packt ihn!«

Ich sprang zurück und lief gleichzeitig ein Stück zur Seite. Viele der Dorfbewohner befanden sich noch auf dem Friedhof. Sie merkten aber, dass ich gestellt worden war. So schnell es ging, verließen sie den Totenacker.

Die Lage wurde für mich kritischer. Verzweifelt suchte ich nach einem Ausweg. Und da fiel mir das geweihte Kreuz ein, das ich um den Hals trug. Wenn die Menschen unter dem Einfluss eines Dämons standen, dann musste sie der Anblick dieses christlichen Symbols schocken.

Mit einem Ruck fetzte ich mir die Knöpfe vom Hemd. Dann ging ich vor. Schritt für Schritt. Ging geradewegs auf die Dorfbewohner zu. Ihre Blicke fielen auf meine unbedeckte Brust.

Ich wusste selbst, wie groß das Risiko war, das ich einging. Doch ich sah einfach keine andere Möglichkeit mehr.

Mein Herzschlag hämmerte bis zum Hals. Mein Atem flog. Der Lauf hatte mich angestrengt.

Die Gestalten vor mir wichen keinen Schritt zurück, starrten mich an und sahen das Kreuz. Vielleicht war es ein letzter Sonnenstrahl, der auf das geweihte silberne Metall fiel – ich weiß es nicht. Auf jeden Fall blitzte das Kreuz auf, machte den Besessenen bewusst, dass vor ihnen jemand stand, der mit dem Symbol des Guten kämpfte.

Ein Heulton drang aus der Kehle des vordersten Mannes. Panisch schrie er auf, riss die Arme vor sein Gesicht und taumelte zurück. Seine Schaufel ließ er fallen. Für ihn zählte nur noch die Flucht.

Den anderen erging es nicht besser. Der Anblick des Kreuzes fraß sich in ihre von dämonischem Willen versklavten Gehirne, zerstörte dort die Kraft des Bösen, und sie reagierten wie der erste ihrer Mitbewohner. Durch Flucht.

Hals über Kopf rannten sie die Straße hinunter, verschwanden in Häusern und Nischen, versteckten sich, um die Schmerzen nicht mehr ertragen zu müssen, die ihnen der Anblick des Kreuzes bereitet hatte.

Mir war natürlich klar, dass ich längst noch nicht gewonnen hatte. Nur eine Galgenfrist war mir gegeben, die ich nach Kräften nutzen musste.

Ich kreiselte herum. Gerade im rechten Augenblick, denn die Menschen, die hinter mir standen, hatten ihre Waffen schon zum Schlag erhoben. Unvorbereitet traf sie der Anblick des Kreuzes. Und wieder flohen sie, als säße ihnen der Leibhaftige im Nacken. Brüllend rannten sie die Straße hinunter.

Ich atmete auf. Die erste Hürde hatte ich geschafft. Die Menschen in diesem gottverlassenen Ort mussten wahrhaftig leicht zu beeinflussen sein. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, dass der Teufelsgeiger mit ihnen leichtes Spiel gehabt hatte. Doch da sie auf den Anblick des

Kreuzes so erstaunlich schnell reagiert hatten, konnte die dämonische Beeinflussung nicht allzu schlimm sein. Ich hoffte sehr stark, dass die Bewohner gerettet werden konnten.

Kaum einer von ihnen war noch zu sehen. Zwei ältere Frauen sah ich hinter der Friedhofsmauer verschwinden. Ein Mann humpelte in einen Stall.

Auf der Fahrbahn lagen ihre Waffen. Äxte, Sägen, Spaten, Schaufeln und Harken. Damit hätten sie wer weiß was anstellen können.

Zu meinem großen Glück fand ich den Bentley unbeschädigt vor. Niemand hatte seine Wut an ihm ausgelassen. Ich suchte nach dem Türschlüssel, war aber weiterhin darauf bedacht, die Straße vor mir im Auge zu behalten. Doch die Gefahr lauerte an einer anderen Stelle.

Plötzlich tauchte vor der Kühlerhaube des Wagens eine Gestalt auf. Frank Scott!

Er hatte dort gelauert, auf einen günstigen Augenblick gewartet, um mich umbringen zu können. Scott war verdammt schnell und gefährlich. Er sprang um den Wagen herum, und im nächsten Augenblick fegte die scharfe Axt genau auf mich zu.

Ich hechtete zur Seite. Nach links, weg von meinem Wagen. Die Schneide verfehlte mich. Ich aber landete in einem Graben. Der Untergrund war schlammig. Wasserpfützen blinkten mir entgegen.

Frank Scott stieß einen röhrenden Schrei aus und sprang wie ein Untier in den Graben. In der rechten hand hielt er die Axt, in der linken ein Messer. Wusste der Henker, woher er diese zweite Waffe hatte.

Ich wälzte mich zur Seite, zog gleichzeitig die Beine an und ließ sie vorschnellen.

Zweierlei geschah. Neben mir klatschte Frank Scott in eine Pfütze, und als er noch in der Bewegung war, traf ihn mein Tritt an der Hüfte. Scott wurde zurückgeschleudert und landete rücklings im Schlamm. Das schmutzige Wasser spritzte auf. Er fluchte, warf aber noch in der Bewegung seine Axt.

Ich war schon halb hoch, sah das verdammte Ding auf mich zufliegen und ließ mich in die Knie fallen. Irgend etwas explodierte an meiner rechten Schläfe. Wahrscheinlich die stumpfe Seite der Waffe. Ich sah Sterne, hörte verschiedene Engel singen, und dann geriet vor mir alles in eine kreisende Bewegung. Auch wurde mir übel.

Scotts Kampfschrei brachte mich wieder zur Besinnung. Er warnte mich wie der Heulton einer Sirene, riss mich heraus aus meiner dumpfen Lethargie.

Ich sah Frank Scott nur als wirbelnden Schatten. Etwas blitzte auf, jagte auf mich zu. Das Messer?

In einer instinktiven Bewegung kreuzte ich die Arme gegeneinander und riss sie zur Abwehr hoch. Und ich hatte Glück. Scotts

Messergelenk hämmerte gegen meinen Abwehrriegel. Eine Handbreit über meinem Brustkorb blieb die Messerspitze in der Luft stehen.

Zwei Sekunden geschah nichts. Ich hörte Scotts Keuchen, sein heißer Atem streifte mein Gesicht. Er strengte sich an, wollte den Riegel brechen.

Ich fegte ihn mit einem Kniestoß zurück. Haltlos taumelte er, sein Körper war ohne Deckung. Meine Faust explodierte an seinem Kinn. Scott wurde der Kopf in den Nacken gerissen. Der Mann kippte um wie ein Brett und blieb liegen.

Schwer atmend stand ich in dem schmalen Graben. Ich sah aus, als hätte ich im Schlamm gewühlt. Aber auf Äußerlichkeiten konnte ich jetzt keine Rücksicht nehmen, andere Dinge hatten jetzt Vorrang.

Ich kletterte aus dem Graben. Mit einem Taschentuch reinigte ich so gut es möglich war mein Gesicht. Scott ließ ich liegen. Er hatte zweimal verloren, ein drittes Mal würde er es sicherlich nicht versuchen.

Selten hatte ich mich so getäuscht wie an diesem Tage. Ich setzte mich hinter das Lenkrad und gönnte mir eine Zigarette. Dabei überlegte ich die nächsten Schritte. Ich wollte so rasch wie möglich das Landhaus des Teufelsgeigers finden. Da ich von Scott keine Informationen erhalten hatte, wollte ich sie mir von einem der Einwohner verschaffen.

Langsam ließ ich den Wagen anrollen. Es war inzwischen so dunkel, dass ich die Scheinwerfer anstellen musste. Die langen gelben Finger glitten über die holprige Fahrbahn, rissen Millionen von Staubpartikeln aus der Dunkelheit und ließen sie aufleuchten wie winzige Goldkörnchen.

Bürgersteige gab es nicht. Ebenso fehlte eine Kanalisation. Die Bewohner kippten ihr Schmutzwasser kurzerhand in die Gosse.

Die Dunkelheit nistete jetzt überall zwischen den Häusern. Das Blechschild eines Gasthauses blinkte im Scheinwerferlicht auf. Ich stoppte, hatte hinter den matt erleuchteten Scheiben die Umrisse von Menschen gesehen.

Das Gasthaus lag in einem baufälligen Gebäude. Die untere Hälfte war aus Stein erbaut worden, die obere aus Holz. Ich schnupperte. Die Luft roch irgendwie anders. Klarer, frischer, mit Fichtenduft durchzogen.

Hoch am Himmel sah ich die Positionsleuchten eines Flugzeuges. Dieses Wunderding der Technik kam mir in meiner augenblicklichen Situation ziemlich deplaciert vor. Denn ich hatte das Gefühl, mich im Mittelalter zu befinden.

Die zerkratzte Holztür des Gasthauses bewegte sich im Wind. Als ich die Stube betrat, verstummten sämtliche Gespräche. Die Gäste duckten sich zusammen wie unter Peitschenhieben. Mit offener Feindseligkeit

starrte man mich an. Doch niemand wagte, die Hand gegen mich zu erheben.

Ich blieb neben dem einfachen Holztresen stehen. Über der Theke schaukelten Petroleumlampen. Tabaksqualm umwölkte die gelblich schimmernden Glasbehälter.

Trinken wollte ich nichts. Ich traute den Leuten nicht. Es war leicht für sie, mir irgend etwas ins Glas zu mixen, das mich umhaute.

Der Wirt stand neben seiner Spültonne. Er hatte die Fingerspitzen noch im Wasser hängen.

Irgendwo tickte eine Uhr. Ich blickte mich sorgfältig um und sah neben der Standuhr einen noch jüngeren Mann stehen. Er trug eine Schlägermütze auf dem Kopf, hatte ein altes Hemd und verbeulte Hosen an und eine dunkelgrüne Strickjacke über seine mageren Schultern geworfen.

»He, du«, sprach ich ihn an. »Kannst du mir eine Auskunft geben?«

Er starrte mir ins Gesicht, schwieg, drehte sich dann um und ging. Ich unternahm erst gar nicht den Versuch, ihn aufzuhalten.

Sein Verschwinden war das Startsignal für den allgemeinen Aufbruch. Schweigend standen die Männer auf. Stuhlbeine scharrten über den rohen Boden, Tische wurden gerückt. Zwei Minuten später war die Gaststube leer. Selbst der Wirt war verschwunden. Laut und deutlich schlug er die Tür hinter sich zu.

Ich fühlte mich wie ein Aussätziger. Diese Menschen mieden mich, hielten mich für ihren Feind.

Der Gastraum wirkte seltsam trostlos. In den Aschenbechern verqualmten die selbstgedrehten Zigaretten. Das dunkle Bier in den halbleeren Gläsern verschalte.

Mir blieb nichts anderes übrig, als ebenfalls zu gehen. Plötzlich sah ich an der Hintertür eine Bewegung. Automatisch fuhr meine Hand unter die Achselhöhle, doch dann ließ ich den Arm wieder sinken.

Ein heller Fleck leuchtete in der dämmrigen Ecke. Ein Gesicht. Das eines Mädchens. »Mister«, wisperte eine Stimme. »Ich muss mit Ihnen reden. Aber nicht hier, kommen Sie hinter das Haus.« Das Gesicht verschwand.

Eine Falle? Natürlich dachte ich daran. Aber was sollte ich machen? Ich befand mich in Zugzwang. Wenn ich etwas erreichen wollte, musste ich dem Mädchen folgen.

Ich schritt quer durch das Lokal. Hinter der Tür begann ein enger Flur. Er war stockdunkel. Sicherheitshalber zog ich meine Beretta. Dann spürte ich die Nähe des Mädchens. Finger tasteten nach meinem Arm. »Kommen Sie mit auf mein Zimmer!«

Die Stimme war nur ein Hauch, dicht am linken Ohr.

Ich stieg eine enge Wendeltreppe hoch in die erste Etage. Das Haus war hier nicht gut abgedichtet, durch die Ritzen pfiff der Wind.

Das Zimmer des Mädchens war nur eine Kammer. Ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl, ein Schrank. Auf dem Tisch stand eine runde Waschschüssel.

Im Licht zweier Kerzen konnte ich mir das Mädchen genauer ansehen. Es war ungefähr achtzehn Jahre und auf eine wilde Art hübsch. Am schönsten war das rote lockige Haar. Es berührte fast die Schultern und umrahmte ein schmales, bleiches Gesicht. Das Mädchen trug ein bis zu den Waden reichendes Kleid aus grobem Stoff. Um die Schultern hatte es eine gestrickte Stola gelegt.

»Woher kennen Sie mich?« fragte ich sie.

Sie sah mich aus großen Augen an. Die Farbe schien grün zu sein. So genau konnte ich das allerdings im Kerzenlicht nicht erkennen.

»Man hat viel über Sie gesprochen in den letzten Tagen«, gab sie zu. »Die Leute hier stehen unter dem Bann des Professors. Er macht sie mit seinem Geigenspiel verrückt. Er hat Schallplatten verteilt. Wir haben noch alte Grammophone. Dort lassen wir die Platten ablaufen. Und immer, wenn die Musik erklingt, ist es soweit. Dann müssen die Menschen in sein Haus kommen.«

»Aber Sie nicht«, sagte ich.

»Nein.«

»Darf ich den Grund erfahren?«

Sie senkte den Kopf. »Ich bin sehr gläubig, Mr. Sinclair. Immer wenn dieses teuflische Geigenspiel erklingt, stecke ich mir Watte in die Ohren und bete. Bisher ist alles gutgegangen. Ich weiß, dass der Professor mit dem Teufel im Bunde steht.« Sie trat auf mich zu und umfasste meine Arme in Höhe der Ellenbogen. »Bitte, Mr. Sinclair, retten Sie die Menschen hier. Ich flehe Sie an.«

»Wie heißen Sie?« wollte ich wissen.

»Monja. Monja Dunhill. Aber Sie können ruhig du zu mir sagen. Ich bin erst siebzehn.«

»Okay, Monja. Wenn du mir hilfst, helfe ich dir auch, abgemacht?«

»Ja, Mr. Sinclair.« Sie sah mich fest an, und in ihren Augen las ich ein unsagbares Vertrauen. »Wann wird das Geigenspiel wieder erklingen?«

»Bald. Es müsste eigentlich gleich soweit sein. Dann legt mein Vater – er ist der Wirt hier – die Platte auf. Die Menschen verlassen anschließend geschlossen das Dorf und gehen zu dem Landhaus.«

Ich lächelte hart. »Diesmal wird es eine Person mehr sein. Ich werde mich der Gruppe anschließen.«

»Aber das ist gefährlich«, warnte Monja. »Ich…« Sie verstummte. Das Geigenspiel war aufgeklungen.

Ich schob das Mädchen zur Seite und ging auf die Tür zu. »Jetzt drücke mir am besten nur die Daumen«, sagte ich. Dann schlich ich auf Zehenspitzen die steile Treppe hinunter…

***

Meine Augen hatten sich inzwischen gut an die Dunkelheit gewöhnt. Je weiter ich mich dem Erdgeschoss näherte, um so lauter wurde das Spiel der Geige. Es war eine alte Platte. Sie leierte. Und da auch das Grammophon schon eine Menge Jahre auf dem Buckel hatte, war die Musik dementsprechend. Aber sie tat ihre Wirkung.

Ich hörte das Schlurfen von Schritten und vernahm das Scharren von Stiefelsohlen. Die Menschen mussten wie die Tiere aus ihren Höhlen gekommen sein. Die Musik lockte sie. Diese schrillen, misstönenden Geigenklänge, die für das Ohr eines Normalsterblichen eine Qual bedeuteten.

Ich blieb auf halber Treppe stehen. Drückte mich eng gegen die Wand. Unten schlug eine Tür. Dann hörte ich eine tiefe Männerstimme.

»Sind die anderen soweit? Zarcadi wartet nicht gem.«

Es war die Stimme des Wirtes. Eine Frau antwortete ihm. »Ja, wir können gehen.«

Die Stimmen entfernten sich. Ich nahm an, dass die Menschen durch die Gaststube gingen. Ich hütete mich, ihnen sofort zu folgen. Unter keinen Umständen sollten sie mich entdecken. Dass die Wirkung des Kreuzes nicht von Dauer war, hatten mir die letzten Minuten gezeigt. Sobald das Spiel aufklang, zog die finstere Melodie die Menschen wieder in ihren Bann.

Die Musik verstummte. Es wurde still.

Ich wagte es und schritt auf Zehenspitzen die restlichen Stufen hinunter. Mit dem Handrücken drückte ich die Tür zum Gastraum auf, durchquerte ihn und erreichte die Straße.

Wie ein Tuch lag die Dunkelheit über dem Ort. Von den Bergen her wehte ein kalter Wind. Die Temperatur war in den letzten Minuten gefallen. Es roch nach Schnee. Für diese Jahreszeit nichts Ungewöhnliches.

Ich sah die Einwohner, wie sie sich dem Dorfausgang näherten. Ich war vom Westen her in die Stadt gekommen. Sie schritten in die entgegengesetzte Richtung. Die Menschen gingen in Zweierreihen, das konnte ich trotz der Dunkelheit erkennen.

Vorsichtig heftete ich mich an ihre Fersen. Ich hielt mich immer im Schatten der alten Häuser, versuchte, kein Geräusch zu verursachen.

Vor mir hörte ich trampelnde Schritte. Kein Wort wurde gesprochen. Die Prozession vor mir war wie ein unheimlicher Leichenzug.

Diese Menschen wussten nicht, was sie taten. Ihr eigener Wille war ausgeschaltet. Professor Zarcadi hätte sie mitten in die Hölle locken können. Und niemand würde sich wehren.

Ich zerbrach mir den Kopf über das Motiv, das diesen Dämon leitete. Aus welchem Grund ließ er die Menschen zu sich in sein Landhaus kommen? Was hatte er mit ihnen vor? Oder wollte er nur eine große

Schau abziehen? Der Totengräber hatte mir ja deutlich genug zu verstehen gegeben, dass alles für meine Beerdigung vorbereitet war. Sogar das Grab hatte er schon geschaufelt. Und sicher stand auch schon ein Sarg für mich bereit. Im Traum hatte ich ihn ja deutlich gesehen.

Der Gedanke daran bereitete mir Unbehagen. Ich musste an Suko denken, der eigentlich schon hätte hier sein müssen. Mit ihm im Rücken fühlte ich mich doch wohler.

Die Prozession hatte jetzt das Dorfende erreicht. Hinter den letzten Häusern schlossen sich flache, schon umgepflügte Äcker an, die von Wiesen- und Waldstreifen abgelöst wurden. Im Norden und Süden begannen die bewaldeten Hänge der East Anglian Heights. Irgendwo in den dichten Wäldern – so schätzte ich – musste das geheimnisvolle Landhaus liegen.

Noch hatte die Menschenschlange die Straße nicht verlassen, obwohl das Dorfende schon einige hundert Yards hinter ihr lag.

Ich selbst ging nicht über die Straße, sondern hielt mich an deren Rand. Meine Füße wischten durch trockenes, gelb und hart gewordenes Wintergras. Hin und wieder tauchten Telegraphenmasten auf. Die Leitungen schwangen sich wie Wellenträger von einem Mast zum anderen.

Plötzlich änderte die Prozession die Richtung. Die Menschen gingen nach rechts und verschwanden in einem Wald, der bis dicht an die Straße wuchs.

Ich blieb stehen, wartete, bis die letzten Einwohner verschwunden waren, und erreichte dann mit schnellen Schritten die schmale Einmündung des Weges. Es war mehr ein Pfad. Wenn ich die Arme ausstreckte, konnte ich rechts und links die Gebüsche am Wegrand berühren.

Je weiter ich in den Wald eintauchte, um so dichter wurde er. Die Bäume standen nah beieinander. Fast waagerecht streckten manche Fichten ihre Zweige aus.

Es war verflucht dunkel. In dieser Finsternis konnte ich nicht einmal die berühmte Hand vor Augen sehen. Das Nadeldach der Bäume filterte auch das letzte Sternenlicht.

In Windungen schlängelte sich der Weg weiter und höher. Das Landhaus musste an einem Hang liegen.

Nach einem Fußmarsch von fünfzehn Minuten hatte ich das Grundstück erreicht. Ein hoher, schmiedeeiserner Zaun hielt mich auf. Die Stäbe waren daumendick und liefen oben spitz zu. Ich schlich vorsichtig ein paar Schritte zur Seite und sah ein zweiflügeliges Tor, das weit offen stand. Die Menschen hatten das Tor bereits passiert. Sie waren schon auf dem direkten Weg zu ihrem Ziel.

War mir vorher der Wald dunkel und geheimnisvoll erschienen, so

übte der Park, der das Haus umgab, eine regelrechte Beklemmung aus. Ich weiß auch nicht, wie das kam, irgendwie schien sich die Luft verdichtet zu haben.

Ich blieb stehen und schaute zum Himmel. Schwarz und drohend spannte er sich über mir. Nicht ein Stern blinkte.

Einige Schritte weiter begann das dichte Unterholz. Es umrankte die Stämme der Laub- und Nadelbäume wie die Arme von Schlingpflanzen. Und noch etwas war seltsam. Die Laubbäume trugen ein grünes Kleid. Und das um diese Jahreszeit.

Etwas stimmte hier nicht.

Ich schlich weiter. Sicherheitshalber nahm ich meine Beretta in die Hand. Ich war gar nicht mal überrascht, als der Weg plötzlich aufhörte. Nur noch der Wald – fast ein Dschungel – lag vor mir. Verfilzt und ineinander gewoben das Unterholz. Knorrig und dick die Baumstämme.

Dann die Geräusche. Überall raschelte, flüsterte und raunte es. Ich glaubte Stimmen zu vernehmen. Er ist da! Da kommt er! Er kann nicht mehr fliehen! Wir freuen uns auf ihn!

Die Kehle wurde mir trocken. Mir war verdammt mulmig zumute. Irgendwer hatte für mich eine Falle aufgebaut, und ich war drauf und dran, in diese Falle hineinzustolpern.

Aber gab es eine andere Möglichkeit? Nein. Wenn ich diesen Zarcadi besiegen wollte, dann musste ich so vorgehen.

Plötzlich hörte ich ein heiseres Krächzen. Abrupt blieb ich stehen und lauschte. Das Krächzen kam mir bekannt vor. Ich hatte es gestern schon gehört, in meiner Wohnung, als ich mit der Bluteule kämpfte.

Und schon sah ich das Augenpaar. Blutigrot leuchtete es in der Dunkelheit. Die Eule schien vor mir auf einem Ast zu sitzen. Gedanken über diese Bluteulen schossen mir durch den Kopf. Sie trugen den speziellen Namen Strigen, waren Nachtgeschöpfe, die sich vom Blut Unschuldiger ernährten, ähnlich wie die Vampire. Diese Strigen geisterten durch die Legenden, man sagte ihnen auch nach, dass sie Unheil und Tod brachten.

Automatisch hob ich den rechten Arm, zielte genau zwischen die beiden blutroten Augen. Ich war bereit zu feuern, doch dann dachte ich wieder an die Szene in meiner Küche, als das Mädchen tot vor mir auf dem Boden lag.

Nein, solange die Eule mich nicht angriff, wollte ich auch nicht schießen.

Ich ging weiter, tastete mich Schritt für Schritt durch den Urwald. Wo das Haus lag, konnte ich nicht sehen. Kein Lichtschimmer blitzte durch die Dunkelheit. Ich konnte mich nur anhand der Spuren orientieren, die die Prozession hinterlassen hatte.

Die Eule war verschwunden. Sicherlich flog sie jetzt zu ihrem Herrn

und Meister, um zu berichten, dass ich da war.

Die Zeit verrann. Langsam gewöhnte ich mich an die Geräusche des unheimlichen Waldes. Auch das beklemmende Gefühl wich etwas zurück. Bis ich das Geigenspiel hörte.

Auf einmal schwebte es in der Luft. Klagend und berauschend zugleich. Die Melodie faszinierte mich, zog mich in ihren Bann. Die Töne schienen von allen Seiten zu kommen, schwangen durch den Wald, wurden eins mit der Natur und lockten mich weiter, immer weiter.

Ich merkte, dass ich das reale Denken verlor, dass der Bann stärker wurde. Aber ich tat nichts dagegen, ließ mich von diesem Gefühl leiten und merkte, dass ich lächelte.

Ja, ich freute mich über dieses berauschende Spiel. Plötzlich erschien mir der Wald auch nicht mehr so dunkel. Von überallher schwebten singende und klingende Geräusche auf mich zu. Bäume, Sträucher – sie bewegten sich in einem süßen, verzauberten Reigen, der mich einlud, mitzutanzen und mitzusingen.

Mein Gang wurde beschwingter. Ich vermeinte, Glockenspiel zwischen den Geigentönen heraushören zu können. Zwischen den Bäumen tanzten silberne Reflexe, wurden zu Schleiern, die sich wie Gespinste über das Unterholz legten.

Und dann sah ich die Gestalt. Ein Mädchen – eine Frau! Jane Collins!

Wie eine Geistererscheinung tauchte sie auf. Trat hinter einem Baumstamm hervor. Eine Lichtglocke umschwebte sie. Ihr goldblondes Haar wehte um den Kopf. Jane streckte beide Arme aus. Ich sah das Lächeln auf ihrem Gesicht, ihre Lippen öffneten sich.

»Komm!« lockte sie. »Komm zu mir, John – hier ist es wunderbar. Bitte – komm…«

Ich hörte die Worte, vernahm das Geigenspiel, dazwischen das seltsame Klingen und fühlte mich in einen verzauberten Märchenwald versetzt. Ich vergaß alles andere, dachte nicht mehr an Gefahren. Dort stand Jane Collins, die Frau, die mich liebte und die auch mir nicht gleichgültig war.

Ich warf die Pistole weg. Die Waffe brauchte ich nicht mehr. Es war so herrlich, so schön, so friedlich. Plötzlich hatte ich es mehr als eilig. Wie an einem unsichtbaren Faden gezogen, rannte ich auf Jane Collins zu…

***

Suko, der Chinese, schien an diesem Tag das Pech gepachtet zu haben. Erstens sprang seine Maschine nicht an – Defekt am Vergaser –, und zweitens geriet er wenige Meilen nordöstlich von London in eine Polizeikontrolle. Terroristenfahndung.

Suko wurde zur Seite gewunken. Vier Polizisten kreisten ihn ein.

Zwei MPi-Mündungen zeigten auf seinen Körper.

Da Suko allein schon äußerlich nicht unter den Begriff ›normal‹ fiel, zusätzlich noch ein schweres Motorrad fuhr und in seiner Kluft aussah wie ein Marsmensch, beschäftigten sich die Beamten intensiv mit ihm.

Suko wurde gefilzt. Und das dauerte. Man merkte ihm wohl seine Unruhe an. Der Streifenführer fragte grinsend: »Eilig, Mister?«

»Ja.«

Damit war der Dialog beendet. Ein noch junger Beamter gab dem Chinesen die Papiere zurück. »Sie können weiterfahren!« Das war der einzige Kommentar.

Suko schwang sich wieder auf seine Harley. Er kickte sie an. Satt röhrte der Motor. Das war Musik in Sukos Ohren. Er liebte diesen Sound heiß und innig.

Noch lagen hundert Meilen Motorway vor ihm. Dann jedoch hörte die Autobahn auf. An die Straßen, die danach kamen, wagte Suko nicht mal zu denken.

Zum Glück waren die Fahrbahnen trocken. Suko drehte auf. Flach lag er auf seiner Maschine. Der Wind pfiff um den Helm. Doch Sukos Visier saß so fest, dass er davon nichts spürte. Die Lederjacke hielt ebenfalls Kälte und Wind ab. Sie war innen spezialgefüttert. Wärmeisolierender Schaumstoff.

Suko schaffte den Motorway in Rekordzeit. Dann fuhr er über Nebenstraßen weiter.

Der Nachmittag neigte sich dem Ende entgegen. Suko sah den Wegweiser nach Saffron. Dieser Ort befand sich schon inmitten der East Anglian Heights. Von Saffron aus war es nicht mehr weit bis Orlington. Höchstens noch dreißig Meilen.

Aber die wurden zur Tortur. Enge Straßen, zahlreiche Kurven. Suko musste durch Dörfer fahren, deren Namen er noch nie gehört hatte. Zumeist waren die Straßen nicht einmal gepflastert. Er und seine Maschine wurden angestarrt, als kämen sie direkt vom Mars. Wahrscheinlich hatten die Leute noch nie so einen heißen Ofen in natura gesehen.

Kurz vor Orlington wurde die Straße noch mieser. Bis in den Ort hinein war sie nur noch eine Schlaglochpiste.

Suko erreichte Orlington, als es schon dunkel war. Der breite Scheinwerferstrahl glitt durch das Dunkel, zerschnitt es wie ein Speer und riss einen Wagen aus der Finsternis. John Sinclairs Bentley!

Suko stoppte. Mit einem letzten Blubbern erstarb der Motor. Der Chinese bockte die Maschine auf, schob sein Visier hoch und näherte sich dem Wagen. Er hatte die Harley so abgestellt, dass der Bentley angestrahlt wurde.

Suko erreichte den Wagen und schaute in das Innere. Der Bentley war leer. Von John Sinclair keine Spur.

Der Chinese wartete ab. Er kam sich plötzlich unsagbar verlassen vor. Von Leben keine Spur. Nur das Säuseln des Nachtwindes war zu hören. Suko fühlte sich wie in einer Geisterstadt.

Da hörte er ein Geräusch. Direkt neben sich.

Suko ging einen Schritt vor und stand vor einem Graben. Aus ihm war das Geräusch gekommen. Jetzt vernahm Suko auch eine Männerstimme.

»Verdammt, dieser dreckige Hund! Wenn ich den in die Finger kriege. Die tiefste Hölle soll ihn verschlingen!«

Suko hatte genug gehört. Er huschte zu seinem Motorrad zurück und löschte den Scheinwerfer. Dann ging er hinter dem Bentley in Deckung.

Es dauerte gar nicht lange, bis er die Umrisse einer menschlichen Gestalt sah. Der Kerl kletterte aus dem Graben, blieb auf Händen und Füßen hocken, schüttelte benommen den Kopf und brabbelte unverständliches Zeug vor sich hin. Etwas blinkte in seiner rechten Hand. Das konnte ein Messer sein.

Suko beschloss, vorsichtig zu handeln.

Der Mann richtete sich auf. Mit der freien Hand fasste er sich an den Kopf und stöhnte. Seine Schritte waren unsicher, als er einen Fuß vor den anderen setzte und auf die Straßenmitte zuging. Dabei passierte er das Heck des Bentley. Und dort lauerte Suko.

Der Mann sah ihn nicht, ging vorbei. Zwei Yards ließ Suko ihm, dann sprach er ihn an. »He, Freund!« zischte der Chinese.

Der Kerl erstarrte. Aber plötzlich warf er sich nach vorn, stoppte dann blitzschnell seinen Lauf und kreiselte herum. Nichts war mehr von seiner Lethargie zu spüren.

Suko war ihm unwillkürlich gefolgt, bremste aber sofort ab, da der Kerl mit dem Messer nach ihm zielte. Nur haarscharf verfehlte die Klinge Sukos Schulter.

Zu einem zweiten Stich kam der Mann nicht mehr. Ein Tritt fegte ihm das Messer aus der Hand, ein zweiter die Beine unter den Körper weg, und mit einem kaum zu verfolgenden Griff warf Suko den Burschen auf den Bauch. Er hebelte dessen Arm hoch und drückte ihm das rechte Knie in den Rücken. »Reicht es?« fragte der Chinese.

Der Typ unter ihm stöhnte.

Suko gab den Griff auf. Am Kragen der verschlammten Jacke riss er den Mann in die Höhe, zog ihn zur Seite und drückte ihn mit dem Rücken gegen die Kühlerfront des Bentley.

»Und nun wollen wir uns einmal in aller Ruhe unterhalten«, sagte er mit leiser Stimme. Doch darin schwang ein Unterton mit, der den Mann schaudern ließ. »Wie heißt du?« herrschte Suko den Kerl an.

»Scott«, lautete die Antwort. »Frank Scott.«

Suko lachte. »Sieh mal einer an. Da habe ich ja einen ganz

besonderen Fisch gefangen.«

Mein Freund war selbstverständlich von mir eingeweiht worden, deshalb wusste er auch, wie Frank Scott zu diesem Fall stand und welch eine Rolle er spielte.

»Was ist mit John Sinclair?« fragte Suko grollend.

Scott begann zu kichern. »Keine Ahnung!«

Suko riss den Kerl ein Stück hoch. »Noch bin ich guter Laune«, flüsterte er. »Sollte sich meine Stimmung jedoch ändern, sieht es böse für dich aus. Noch einmal. Wo steckt John Sinclair?«

Frank Scott atmete tief ein. »Er – er war hier«, gab er zu.

»Und?«

»Er hat mit den Dorfbewohnern gekämpft. Es ist ja schon alles für ihn vorbereitet. Er hat keine Chance mehr. Wir schaffen ihn.«

»Wo steckt er jetzt, zum Teufel?«

»Ich weiß es nicht genau. Kann es nur raten.«

»Dann rate.«

»Ich habe mich mit ihm geschlagen. Er hat gewonnen, und ich bin bewusstlos geworden. Die anderen sind bestimmt zu Professor Zarcadi gegangen.«

»Wer sind die anderen?«

»Die Bewohner des Dorfes.«

»Sind alle weg?«

»Nein, ich bin noch hier!« Die Stimme klang hinter Sukos Rücken auf. Sie war weich und gehörte einer Frau. Der Chinese drehte sich um, ohne Scott dabei loszulassen Monja Dunhill sah ihn an. Ihr Gesicht behielt den ernsten Ausdruck bei, als sie erklärte: »John Sinclair war bei mir. Ich habe mit ihm gesprochen.«

»Was hat er gesagt? Reden Sie!« Suko hatte es plötzlich eilig.

»Kommen Sie mit«, erwiderte das Mädchen. »Ich will Ihnen etwas zeigen.«

»Darf ich Ihren Namen erfahren?« erkundigte sich Suko.

Das Girl war schon auf dem Weg, blieb jedoch stehen und drehte sich um. »Ich heiße Monja Dunhill. Sie können mir vertrauen. Ich meine es gut mit Ihnen.«

»Hoffentlich«, knurrte Suko. Er packte Frank Scott am Arm. »Du wirst mich begleiten, Freundchen. Und wenn du Dummheiten machst, gibt es was auf die Nuss.«

Sukos Griff war ebenso hart wie seine Sprache. Denn er spürte instinktiv, dass John Sinclair in großer Gefahr schwebte. Deshalb reagierte er vielleicht aggressiver als gewöhnlich.

Monja Dunhill begann zu laufen. Sie hatte es plötzlich sehr eilig. Suko hatte Mühe, ihr zu folgen. Frank Scott machte ihm Schwierigkeiten. Er versuchte, Sukos Griff zu sprengen, doch die Finger des Chinesen waren wie Stahlklammern. Müde gab Scott nach.

Da standen sie schon dicht vor der Friedhofsmauer.
»Er schafft es nicht mehr!« freute sich Frank Scott. »Sinclair ist des Todes, wie ich gesagt habe.«
»Halts Maul!« Suko stieß den Kerl auf den Totenacker. Monja war schon einige Schritte vorgelaufen. Jetzt drehte sie sich um und winkte hastig. »Rasch, beeilen Sie sich…«
Suko stieß Frank Scott über die eingesunkenen Gräber hinweg. Es war verdammt finster. Einmal stolperte der Chinese über einen Grabstein. Den hatte er einfach nicht gesehen.
Monja wartete schon auf die Männer. Soviel Suko erkennen konnte, stand sie am Rand eines offenen Grabes.
»Das ist es«, erklärte sie. »Das ist das Grab für John Sinclair!«
Unwillkürlich hielt Suko den Atem an. Er beugte sich etwas vor, um in die Grube hineinsehen zu können.
»Noch ist es leer«, sagte Monja, »aber bald…«
Suko wandte ihr das Gesicht zu. »Warum haben Sie mich zu diesem Grab geführt?« wollte er wissen. »Da hat John nichts von.«
»Es ist aber die einzige Chance, ihm zu helfen!«
»Nein!« Suko schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht glauben. Ich muss zu diesem Zarcadi!«
»Es ist zu spät.«
»Dann will ich es wenigstens versucht haben!« Der Chinese beharrte auf seinem Standpunkt. Er wollte mit seinem Gefangenen wegrennen, doch das Mädchen fiel ihm in den Arm.
»Bleiben Sie um Himmels willen hier. Sie haben keine Chance. Der Horror-Garten wird Sie verschlingen!« Monja flehte Suko an. Und in ihre Worte mischte sich Frank Scotts hämisches Kichern.
Doch Suko ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. »Entweder, oder«, sagte er. »Los, komm!« Er riss Frank Scott mit.
Noch einmal versuchte ihn das Mädchen zurückzuhalten. Sie schaffte es nicht. Verloren und einsam blieb sie am Rand des Grabes stehen. Ihre Arme hingen am Körper herab. Sie sah aus wie eine Puppe.
»Jetzt ist alles aus!« flüsterte sie mit bebenden Lippen. Niemand sah die Tränen, die an ihren schmalen Wangen entlang liefen.
Auch Suko nicht, der mit Frank Scott den Friedhof inzwischen verlassen hatte.
»Was haben Sie mit mir vor?« kreischte Scott.
Suko lachte hart. »Das wirst du schon früh genug merken. Du zeigst mir nämlich den Weg zu diesem verdammten Zarcadi.«
Scott lachte. »Auf dem Motorrad?«
»Nein, wir gehen zu Fuß.«
Da Suko für den Bentley keinen Ersatzschlüssel besaß und ihm eine Fahrt auf der Harley zu gefährlich erschien, blieb ihm nur noch diese eine Möglichkeit. Suko war in dem festen Glauben, richtig gehandelt

zu haben. Dabei ahnte er nicht, dass er soeben den wohl größten Fehler seines Lebens begangen hatte…

***

Immer noch streckte mir Jane Collins beide Arme entgegen. Sie winkte dabei mit den Händen, lächelte wie ein Engel.

»Jane!«

Sie umklammerte mich, presste ihre Wange gegen die meine. Ich spürte ihre Hände über meinen Rücken streichen, den Druck ihrer Brüste. Meine Lippen suchten ihren Mund – und…

Mit einem Schrei fuhr ich zurück.

Da lag keine Jane Collins mehr in meinen Armen, da war überhaupt keine Frau mehr. Ich hielt ein Skelett umklammert.

Hastig löste ich die Hände von den knochigen Schultern, wollte zur Pistole greifen – das Holster war leer.

Siedendheiß fiel mir ein, dass ich die Waffe weggeworfen hatte. Ich fühlte mich mehr als elend.

Mit einem schrillen Ton verstummte die Musik. Stille breitete sich aus. Es wurde finster um mich. Verschwunden waren die lockenden Bilder, das Singen und Klingen des Zauberwaldes. Geblieben war das Skelett.

Und nicht nur das. Sie hatten mich eingekreist. Die Menschen aus dem Dorf umstanden mich wie eine Mauer. Ich sah ihre bleichen Gesichter in der Dunkelheit leuchten. Mordlust schimmerte in ihren Augen. Die Menschen brauchten nur die Hand auszustrecken, um nach mir zu greifen. Sie taten es nicht, standen stumm und sprachen kein einziges Wort Ich pumpte die Nachtluft in meine Lungen. Der Zauber der letzten Minuten war verflogen. Aus mir war wieder der Geisterjäger geworden.

Aber ein waffenloser…

Trotzdem zeigte ich keine Schwäche, so schwer es mir auch fiel. »Was wollt ihr?« herrschte ich die Menschen an. »Los, sagt, was ihr von mir wollt!«

Keine Antwort. Schweigen. Düster, drohend.

Ich ging zwei Schritte nach vorn. Niemand wich zurück. Auch das Kreuz auf meiner Brust hatte seine abschreckende Wirkung verloren. Auf nichts konnte ich mich mehr verlassen.

Dann hörte ich die Stimme. Sie war sehr laut. Dumpf hallte sie durch den Wald.

»John Sinclair!« rief der Unheimliche. »Es ist soweit. Endlich stehen wir uns gegenüber!«

Ich rief zurück. »Wo bist du, Zarcadi? Zeig dich, verdammt noch mal. Ich möchte dich sehen!«

Lachen. Hohl und teuflisch. Dann hörte ich Schritte. Es war nur ein

dumpfes Pochen. Zweige knackten. Irgend etwas raschelte. Und dann trat er aus dem Schatten eines dicken Baumstamms.

Professor Zarcadi?

Nein, es war der Schwarze Tod. Häßlich war er anzusehen mit seinem dunklen Schädel und den hellen farblosen Augenhöhlen. Die Skeletthände ragten aus den Ärmeln der dunklen Jacke hervor.

Der Schwarze Tod hielt etwas in der rechten Hand. Es war eine Geige!

Er und Professor Zarcadi waren ein und dieselbe Person. Ich hatte es geahnt, aber jetzt wusste ich es.

Stumm standen wir uns gegenüber. Auch die Diener des Schwarzen Tods wagten keinen Laut von sich zu geben. Gebannt sahen sie unserem Ringen zu.

Er hatte nun die besten Chancen, einen der größten Widersacher der Hölle zu vernichten. Er genoss seinen Triumph, mich waffenlos vor ihm stehen zu sehen. Das Kreuz auf meiner Brust schreckte ihn nicht ab. Mit solchen für ihn lächerlichen Waffen konnte man den Schwarzen Tod nicht schocken.

Und doch dachte ich in diesen Augenblicken nicht an mich, sondern an Jane Collins. »Wo ist Jane Collins?«

Meine Worte tropften in das bedrückende Schweigen.

Der Schwarze Tod lachte hohl. »In guten Händen. Sie wird noch an deiner Beerdigung teilnehmen, Geisterjäger. Vorhin, das war eine Täuschung. Du bist darauf hereingefallen wie ein blutiger Anfänger. Ich glaube, man hat dich überschätzt, John Sinclair. Ich gebe zu, du hast einige meiner Freunde besiegt, aber damit ist es vorbei. Endgültig!«

Die Worte trafen mich. Es war eine Erniedrigung, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Gleichzeitig peitschten sie auch meine Wut hoch, stachelten den Hass an gegen die Mächte der Finsternis, gegen die Kräfte des Bösen, die über die Menschheit hereinbrachen wie ein alles vernichtendes Ungewitter.

Ich überlegte nicht mehr lange. Ich griff an. Aus dem Stand sprang ich vor, wollte diesem verdammten Ungeheuer beide Fäuste in den Leib rammen.

Ich schlug hindurch. Der Schwarze Tod hatte sich innerhalb eines Atemzuges aufgelöst. Seine Gestalt war verschwunden, wie weggewischt. Ich hörte nur noch ein gellendes, hämisches Lachen und stürzte, von meinem eigenen Schwung getragen, zu Boden.

»Packt ihn!« gellte der Befehl aus dem Unsichtbaren.

Sie fielen über mich her wie ein hungriges Wolfsrudel. Männer und Frauen. Sie schlugen und traten auf mich ein.

Ich wehrte mich verbissen, kämpfte wie ein Berserker. Drei, vier Gegner schleuderte ich zur Seite, die nächsten schickte ich mit

Karatetritten zu Boden, verschaffte mir dadurch etwas Luft und konnte stolpernd weglaufen.

Nach zwei Schritten hechtete mir jemand in die Beine. Wieder fiel ich, prallte aufs Gesicht. Der weiche Boden dämpfte den Fall zum Glück. Trotzdem spürte ich das Blut aus meiner Nase laufen.

Und dann brach die Welle aus Menschenleibern über mir zusammen. Etwas traf mit ungeheurer Wucht meinen Hinterkopf, und im nächsten Augenblick verlöschten sämtliche Lichter bei mir.

Wie ein Stein fiel ich in den tiefen Schacht der Bewusstlosigkeit.

***

Suko hatte Frank Scotts Hände mit einem Hosengürtel gefesselt. Der Knabe erschien ihm doch ein wenig zu widerspenstig. Seinen Beschimpfungen konnte Suko jedoch nicht entgehen.

Der Chinese hatte eine Kondition für drei. Er schleifte Scott förmlich hinter sich her, und als sie in den Wald tauchten, wurde das Tempo kaum langsamer.

Auch Suko kam der Wald wie eine einzige Bedrohung vor. Doch der Chinese mit seinem positiven Naturell schüttelte das Gefühl einfach ab. Wie eine Rammkugel brach er durch die Büsche. Dabei zog er Scott immer mit.

Einmal blieb er stehen und versuchte, mit seinen Blicken das Dunkel zu durchdringen.

»Wie weit ist es noch?«

»Weiß ich nicht.« Frank Scott kicherte.

Suko ging weiter. Und ohne dass er es merkte, wich er von der Hauptrichtung ab und näherte sich dem Treibhaus. Dann versperrte ihm ein Zaun den Weg. Suko hakte seine flache viereckige Lampe vom Gürtel. Er leuchtete die Eisenstäbe an, erkannte, dass sie oben spitz zuliefen, und fluchte.

Dieses Hindernis passte ihm gar nicht. Aber er musste hinüber.

Suko drehte die Lampe, und der Schein fiel auf Frank Scotts grinsendes Gesicht. »Freu dich nicht zu früh«, sagte Suko. Ein wohldosierter Schlag schickte Scott ins Reich der Träume. Suko war ein Meister in der Technik von Handkantenschlägen. Frank Scott würde nur wenige Minuten bewusstlos bleiben. Eine Zeitspanne, die der Chinese benötigte, um das Hindernis zu überwinden.

Suko warf sich den Bewegungslosen über die linke Schulter und begann, an dem eisernen Hindernis hochzuklettern. Er umklammerte zwei Stangen gleichzeitig, und es grenzte schon an Artistik, wie er es schaffte, dass dabei der Bewusstlose nicht von seiner Schulter rutschte und zu Boden fiel.

Geschickt überturnte er auch die Eisenspitzen und stand wenig später auf der anderen Seite des Zauns. Er peilte erst einmal die Lage, nahm

die Lampe in die linke Hand und ließ den Strahl hin- und herwandern.

Baumstämme, Büsche, Gras und Farnkraut wurden aus der Dunkelheit gerissen. Zweige und Blätter wiegten sich im Nachtwind. Eine unnatürliche Ruhe lag über dem wilden Park. Keine Vogelstimme war zu hören. Kein Tier jaulte.

Die Stille zerrte förmlich an den Nerven.

Je länger Suko auf die Bäume starrte, um so mehr hatte er das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Seit er den Zaun übersprungen hatte, schien sich um ihn herum etwas Drohendes, Unfassbares zusammenzubrauen.

Suko, der mit sehr sensiblen Nerven ausgestattet war, spürte die Gefahr, wie sie herankroch. Hin und her bewegte er die Lampe. Da, ein Gesicht! Direkt neben einem Brombeerstrauch.

Im nächsten Augenblick war das Gesicht verschwunden. Doch Suko glaubte nicht, dass er sich getäuscht hatte.

Er ging zwei Schritte vor.

Plötzlich vernahm er einen Pfiff. Dünn stand der Ton in der Luft und brach ebenso schnell wieder ab, wie er aufgeklungen war.

Suko drehte den Kopf. Der Pfiff war von rechts gekommen, wurde aber aus der entgegengesetzten Richtung beantwortet. Es waren also zwei.

Menschen, Dämonen?

Der Chinese setzte jetzt alles auf eine Karte. Er drehte sich im Kreis und ließ den Lichtstrahl durch die näher stehenden Büsche streifen.

Wie eine Lanzenspitze traf der Lichtschein das Monster. Es war ein schleimiges Geschöpf und tauchte zwischen zwei dicht beieinander stehenden Bäumen auf.

Suko starrte das schreckliche Geschöpf an. Er sah den unförmigen, schleimigen und sich immer wieder verändernden Körper, und er wusste, was da vor ihm stand.

Ein Ghoul. Schrecklichster und widerlichster aller Dämonen. Er sah aus wie eine große Flasche, sein Körper war durchsichtig. Er schillerte im Innern grünbraun. Von dem langgezogenen Kopf fielen Tropfen auf den Boden, rollten sich zusammen und glitten am Unterteil des Körpers wieder hoch.

Es kam näher. Sah in Suko schon eine sichere Beute.

Im selben Augenblick begann sich Frank Scott zu regen. Er stöhnte und setzte sich auf. Und dieses Geräusch rettete Suko das Leben. Wenigstens für die nächsten Minuten.

Der Chinese wandte sich um. Er wollte sehen, wie es seinem Gefangenen ging. Sein Blick traf das zweite, ebenso schreckliche Monster. Und der Ghoul war nur noch einen Schritt von ihm entfernt…

***

Irgendwann kam ich wieder zu mir. Ich weiß nicht, wie lange ich bewusstlos gewesen war, aber die Stimmen brachten mich in die Wirklichkeit zurück.

Ich wurde hin und her geschaukelt. Wie auf einem Schiff bei mittlerem Seegang. Immer wenn ich in ein ›Wellental‹ fiel, schien sich mein Magen in Richtung Kehle zu bewegen. Es war ein schreckliches Gefühl. Ich hatte Mühe, ein Würgen zu unterdrücken. Auch schien mein Schädel um das Doppelte angewachsen zu sein. Die Augenlider schwer wie Blei, die Zunge hing pelzig im Rachen, und ich spürte Blutgeschmack auf den Lippen.

Mühsam nur begann ich mit der Sammlung meiner Gedanken. Ließ die Ereignisse der vergangenen Minuten Revue passieren.

Das Ergebnis war für mich niederschmetternd. Der berühmte Geisterjäger hatte versagt.

Gleichzeitig war die andere Stimme in mir: Mensch, reiß dich zusammen, John! Stell dich nicht an wie eine Memme!

Zum Glück war die zweite Stimme stärker. Ich öffnete die Augen.

Dunkelheit. Gestalten links und rechts neben mir. Kräftige Arme, die mich trugen. Bleiche Gesichter starrten auf mich herab. Vor mir sah ich die Rücken der Menschen, starrte auf lange Mäntel oder alte Joppen. Sie trugen mich durch den Wald. Schweigend. Nur das monotone Geräusch ihrer Schritte war zu hören.

Ich war nicht gefesselt, aber ich wusste auch so, dass Flucht keinen Zweck hatte. Sie würden mich bestimmt keine drei Schritte weit kommen lassen, wenn überhaupt.

Dann sah ich zwischen den Sträuchern und Baumstämmen Licht schimmern. Näherten wir uns dem Landhaus?

Nein, nicht dem Sitz des Teufelsgeigers, sondern einem Treibhaus. Die Kolonne stoppte vor einer grau gestrichenen Tür.

Jemand schloss auf. Feuchte, heiße Luft schlug mir entgegen, legte sich schwer auf die Lungen und ließ das Atmen zur Qual werden.

Wir durchschritten einen langen Gang. Links und rechts standen etwas erhöht die Reihen mit zahlreichen Pflanzen. Über mir sah ich das Glasdach. Es war undurchsichtig. Leuchtstoffröhren brannten in unregelmäßigen Abständen. Das Licht schmerzte meinen Augen.

Noch hatte niemand bemerkt, dass ich aus meiner Bewusstlosigkeit erwacht war. Ich wollte diesen Zustand auch so lange wie möglich geheim halten.

Vor einer zweiten, wesentlich schmaleren Tür stoppte der Zug abermals. Die Tür stand offen. Sie führte in einen Abstell- oder Geräteschuppen. Von der Halle fiel genügend Licht herein, um die einzelnen Gegenstände erkennen zu können. Harken, Forken, Mistgabeln, Spaten, eine alte Karre – und…

Ein Sarg! Aus schwarzem, lackiertem Holz. Mit einem Namen darauf.

JOHN SINCLAIR!

Schlagartig kam mir die Erkenntnis. Der Traum, das triumphierende Grinsen des Schwarzen Todes – und der Sarg. Die Schrecken sollten sich bewahrheiten.

Zwei Männer hoben den Deckel an. Ich sah die weiße Seide der Innenverkleidung. Mein Magen krampfte sich zusammen. Panik wollte mich überfallen.

Ich versuchte es. Musste einfach etwas tun. Ich trat mit den Füßen aus, schlug gleichzeitig mit den Händen um mich, traf Körper, hörte Stöhnen und Fluchen.

Dann gaben sie es mir knüppeldick. Sie ließen mich erst gar nicht auf die Füße kommen. Es hagelte Schläge. Vor dem verdammten Sarg fiel ich in die Knie. Die golden schimmernden Buchstaben tanzten vor meinen Augen. Ich war nicht bewusstlos. Nein, soweit hatten sie es nicht kommen lassen. Aber es gab kaum eine Stelle an meinem Körper, die nicht schmerzte. Fast hätte ich mir eine Ohnmacht gewünscht. So wären mir die nächsten Ereignisse in meinem Bewusstsein erspart geblieben.

Sie zerrten mich hoch. Ich hörte ihr Lachen, ihr siegessicheres Gegeifer.

Ich machte mich so schwer wie möglich. Es half nichts. Harte Fäuste schleiften mich zum Fußende des Sarges. Ich erhielt einen Stoß und kippte in die komfortable Totenkiste.

Ich fiel weich. Kissen dämpften meinen Fall. Die Seide fühlte sich kalt an. Sekundenlang noch sah ich die bleichen Gesichter über mir. Dann fiel der Deckel zu. Dunkelheit. Pechschwarz. Undurchdringlich.

Von außen hörte ich dumpfe Geräusche. Die Schrauben wurden festgezogen. Aus, endgültig. Ich war lebendig begraben.

ENDE des ersten Teils